

Techn. Hochsch. Breslau

SCHLESISIEN

APRIL / MAI / JUNI 1942

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG - NS-SCHLESISIEN BRESLAU · JAHRG. 4 NR. 4/5/6 · 1.-RM



SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

4. JAHRGANG · APRIL/MAI/JUNI 1942 · FOLGE 4/5/6

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN
DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.
GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT:

PROF. DR. AUGUST FAUST: Weltanschauung und Philosophie im schlesischen Raume	34
MARIA SCHWEIGHOFFER: Und ist doch zu seinen Töpfen gekommen	37
HANS NIEKRAWIETZ: Joas Abenteuer	41
HERBERT VOGT: Endler-Wilhelms Stunde	43
DR. EDUARD WERNER: Zum 100jährigen Jubiläum der oberschlesischen Eisenbahn	45
Hüter der Heimat Provinzialkonservator Prof. Dr. Günther Grundmann	47
Paul Kruber, Hirschberg, zu seinem 80. Geburtstage	47
MARIA SCHWEIGHOFFER: Wo klare Quellen rinnen	49
HANS NIEKRAWIETZ: Sommermelodie, Gedicht	50

TITELBILD: RATHAUS ZU BEUTHEN / ODER
ZEICHNUNG VON ERNA HEIN-SCHLAGENHOFF



CHRISTIANVS
S. R. M. BORVSS. A. CONS. SANCT.
NECVNON. IVR. NAT.
ACAD. PETROB. PRVF. HONORAR.
BEROL. ET BONON.
Nat. A. 1679. d. 24. Jan.



L. B. DE WOLFF,
ACAD. HALL. CANC. LL. LL. RR.
ET MATR. P. P. O.
SOC. RR. LOND. PARISIEN.
ADSCRIPTVS.
Denat. A. 1754. d. 9. Apr.
J. M. Bernigeroth sculp. Lipsiæ 1755.

CHRISTIAN WOLFF

geb. 1679 in Breslau als Sohn eines Gerbermeisters • gest. 1754 in Halle als Universitätsprofessor und Reichsfreiherr

(Kupferstich von Bernigeroth 1755, im Besitz des Philosophischen Seminars der Universität Breslau)

WELTANSCHAUUNG UND PHILOSOPHIE IM SCHLESISCHEN RAUME

V O N A U G U S T F A U S T

Hermann Stehr hat die Eigenart des schlesischen Menschen zu erklären versucht aus dem mannigfachen Erbe der vielen Deutschen Stämme, die namentlich in den Jahren 1200-1350 den schlesischen Raum wieder dem Deutschtum zurückgewannen und deren verschiedenes Blut sich in jedem einzelnen Schlesier auf seltsame Weise zu mischen scheint. Diese innere Vielfältigkeit und Unruhe aber bringt es mit sich, daß hier in Schlessen die gegensätzlichen Spannungen besonders deutlich hervortreten, die überhaupt das Wesen der deutschen Weltanschauung und Philosophie von jeher bestimmten. Hier in Schlessen zeigt sich auch besonders deutlich, daß eine wahrhaft deutsche Philosophie ganz das Gegenteil wirklichkeitfremder und unlebendiger Begriffsbildungen ist, daß sie vielmehr aus weltanschaulichen Tiefen heraus lebt. Sie ist im Volkstum und Stammestum, ja sozusagen im Heimatboden verwurzelt; und gerade deshalb konnte sie sich namentlich in Zeiten der Not und des Krieges, wenn die Freiheit des Volkes und Vaterlandes gefährdet war, immer wieder aufs neue bewähren.

Zwei Denkformen und zwei Denkartypen bilden gleichsam den Pol und den Gegenpol, durch welche die innere Spannung der schlesischen Weltanschauung und Philosophie bestimmt wird. Für den einen Typus maßgebend ist die vielfältige Herkunft der Hauptmasse der deutschen Bevölkerung Schlessens, für den zweiten ihre gemeinsame Aufgabe. Innerer Reichtum, ja fast ein Überschwang unruhiger und leidenschaftlicher Gemütsaufwallungen auf der einen, sachliche Nüchternheit und verstandesklare Planung auf der anderen Seite sind hierfür bezeichnend. Einerseits zeigt sich immer wieder eine seltsame, bald still veronnene und bald erregt auflodernde Frömmigkeit, die man etwas einseitig als »mystisch« zu bezeichnen pflegt. Andererseits wird man stets aufs neue daran erinnert, daß es Kolonisatoren waren, die aus den älteren Gebieten des Deutschen Reiches nach Schlessen kamen, Männer also, die Wirklichkeitsinn und Organisationsgabe, vor allem aber ein ordnendes und übersichtliches Denken mitbringen mußten, um sich durchsetzen und den Aufgaben des schlesischen Grenzlandes gerecht werden zu können.

Auf der einen Seite stehen die mittelalterlichen Vertreter der Lichtmetaphysik und der Mystik (wie z. B. Witelos und Dorothea Beter), in neuerer Zeit dann Caspar Schwenckfeld, Jacob Böhme, Abraham v. Franckenberg, Daniel v. Czepko, Angelus Silesius usw. Diese Linie läßt sich sogar noch über die Herrnhuter Brüdergemeine des Grafen Ludwig v. Zinzendorf hinaus fortführen, in der ja z. B. auch Schleiermacher noch seine ersten und vielleicht tiefsten geistigen Anregungen empfing. - Auf der anderen Seite steht als Hauptvertreter der heutzutage oft unterschätzte Christian Wolff, dessen Leistung kein geringerer als Immanuel Kant sogar noch in der »Kritik der reinen Vernunft« für ein Zeichen »des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland« erklärte. Von hier aus läßt sich verstehen, daß Schlessen auch dem Geiste des Preussentums innerlich

entgegenkommen konnte. Sogar Friedrich der Große hat sich ja, namentlich in jungen Jahren, ganz besonders anerkennend über Christian Wolff geäußert. - Nur scheinbar widerspricht solche Gründlichkeit, Strenge und peinliche Genauigkeit, wie Wolff sie vertritt, der verinnerlichten Leidenschaft und dem gläubigen Tiefsinn der zuerst genannten Denker. In Wahrheit sind beide Arten der Weltanschauung und Philosophie aufeinander angewiesen, sie ergänzen sich gegenseitig. Die wahrhaft deutschen Philosophen haben es immer wieder als ihre besondere Aufgabe empfunden, eine Einheit der Gegensätze begreiflich zu machen und alle Einseitigkeiten zu überwinden durch Vereinigung der beiden genannten Pole unseres Denkens. In Schlessen aber wird diese Eigenart der deutschen Philosophie, wahrscheinlich wegen der Herkunft der schlesischen Bevölkerung aus fast allen Stämmen Deutschlands, aufs deutlichste sichtbar.

Bereits Witelos (etwa 1225-1270) vereinigt nüchternen Wirklichkeitsinn mit religiöser Innerlichkeit. Einerseits hat er eine exakt durchdachte und teilweise sogar schon experimentell belegte Optik (insbesondere eine sehr beachtenswerte Theorie des Sehens) vertreten, die ihn sogar zu wissenschaftlicher Aufklärung volkstümlichen Gespensterglaubens befähigte. (Beobachtungen zu diesem Zwecke sammelte er z. B. bei Liegnitz und bei Breslau-Kleinburg.) Andererseits aber stehen diese wissenschaftlichen Untersuchungen Witelos doch im Dienste einer Lichtmetaphysik, wie sie im Neuplatonismus vorherrschte und namentlich durch den Anfang des Johannes-evangeliums auch dem Christentum nahegelegt wurde.

Der Görlitzer Schuhmachermeister Jacob Böhme (1575-1624), der größte Denker des schlesischen Raumes, ist bei aller Gottinnigkeit doch ganz und gar nicht weltabgekehrt oder naturfremd gewesen, sondern mit der Natur fühlte er sich ebenso »verwachsen« wie mit Gott. Daher konnte er biologisches und religiöses Denken in engste Verbindung bringen. Die Welt ist von Gott nicht etwa bloß »gemacht« worden wie von einem Techniker oder Handwerker, sondern sie ist aus göttlichen Wurzeln »gewachsen«; und dieses aus innerer »Qual« aufquellende Wachstum bestimmt die »Qualitäten« der Dinge, so daß alles in der Natur zum Ausdruck und gleichsam zur Physiognomie innerlichsten Lebens wird. Die Landeskronen bei Görlitz, auf der Jacob Böhme sein erstes Erweckungserlebnis hatte, ist später wieder bedeutungsvoll geworden für die Fortwirkung dieses Denkens in der deutschen Romantik und auch in der Begeisterung preussischer Freiheitskämpfer; so rief z. B. der Dichter Fouqué im Frühjahrsfeldzug von 1813, angesichts dieses Berges finde der Tod auf dem Schlachtfeld seinen tiefsten Sinn. Jacob Böhme selbst hatte ja oftmals betont, daß der Mensch immer stehen solle »wie ein Rittermann in der Schlacht«.

Christian Wolff (1679-1754) besaß bei aller Schulgelehrsamkeit doch ein sehr nahes Verhältnis zur empirischen Naturwissenschaft und zur Jurisprudenz; vor allem aber ist seine gesamte Metaphysik

aus dem (schon in seiner Breslauer Schulzeit empfundenen) Bedürfnis entsprungen, dem religiösen Glauben gerecht zu werden und die Einseitigkeiten konfessioneller Lehrmeinungen zu überwinden durch klare Begriffsbildung. - Friedrich der Große, der Philosoph von Sanssouci, fühlte sich vor allem durch die Ordnung und lückenlose Folgerichtigkeit angezogen, die in Wolffs besten Schriften überall herrscht. Wenn der große König auch in späteren Jahren die Weitschweifigkeit der letzten Werke dieses schlesischen Denkers tadelte, so kann man doch zeigen, daß der Schicksalgedanke, der namentlich im Laufe des Siebenjährigen Krieges als grundlegend für die Weltanschauung Friedrichs des Großen zutage tritt, noch gewisse Ähnlichkeiten mit Wolffs Freiheitslehre aufweist.

Der friedertizianische Geist, der nun in Schlessen heimisch wurde, hat dann dem aus der Lausitz stammenden Dichter Lessing während seines Breslauer Aufenthaltes (1760-1765) schon mitten im Siebenjährigen Kriege zur entscheidenden Wendung seines Lebens und damit zu unsterblicher Leistung verholfen. Als Sekretär des Generals von Tauentzien begann Lessing in Breslau sowohl das vaterländische Soldatenstück »Minna von Barnhelm« wie den für die neuhumanistische Kunstphilosophie der Folgezeit grundlegenden »Laokoon« niederzuschreiben. Die gleichzeitige Entstehung dieser beiden Werke aber scheint schon vorauszudeuten auf den »preußischen Stil« (im Sinne Moellers van den Bruck); und die neuerdings wieder aufgefundenen kunstphilosophischen Schriften des Generals von Clausewitz lassen sogar einen Zusammenhang vermuten zwischen seiner Lehre vom Genie (auch der Lehre vom Genie des Feldherrn) und Lessings »Laokoon«.

Was der vielverkannte Breslauer Philosoph Christian Garve (1742-1798) z. B. für die Dichtung Schillers und für die Philosophie Hegels bedeutet, das kann hier nicht weiter geschildert werden. Sogar noch dort, wo Garve ein tieferes Verständnis für die Leistung

großer Zeitgenossen vermiffen ließ, wirkte er dennoch anregend auf sie. So ist es im Grunde nur ihm zu verdanken, daß Kant seine beiden am meisten gelesenen Werke schrieb: die »Prolegomena« und die »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, in welcher der Pflichtgedanke besonders eindrucksvoll dargestellt ist. - In einer Auseinandersetzung mit Garves Charakteristik Friedrichs des Großen entwickelte später der zu Breslau geborene Friedrich Schleiermacher (1768-1834) die Grundzüge einer neuen Psychologie, die dann z. B. auf die bedeutendsten Philosophen der Breslauer Universität, auf Henrich Steffens (1773-1845) und auf Wilhelm Dilthey (1833-1911), entscheidend eingewirkt hat.

Unvergessen ist die begeisternde Ansprache, durch welche Steffens am 3. Februar 1813 nicht nur die Breslauer Studenten zum Freiheitskampf aufrief, sondern auch sich selbst zu freiwilligem Frontdienst verpflichtete. Ja, als erster wagte Steffens es schon damals, öffentlich zu erklären, daß der Krieg gegen Frankreich gehe, während bis dahin der Name des Feindes aus übertriebener Vorsicht noch niemals in der Öffentlichkeit genannt worden war. Gleichzeitig kamen Fichtes »Reden an die deutsche Nation« z. B. in schlesischen Landkreisen zur Wirkung (namentlich durch den Landrat Bürde).

Dies alles zeigt, daß auch die politische und militärische Einsatzbereitschaft zum Wesen echter deutscher Philosophie und insbesondere ihrer schlesischen Vertreter gehört. Das größte Beispiel hierfür und überhaupt für die Verbindung von realitätschem Wirklichkeitsfönn und idealistischer Begeisterung aber ist der General Carl von Clausewitz (1780-1831), der in Breslau seine letzte Ruhestätte fand. Die stärksten in einem Volke schlummernden Kräfte sind idealer oder (wie Clausewitz auch sagt) »moralischer« Natur; aber sie können nur geweckt werden durch eine Begegnung mit der härtesten Realität, vor allem mit der Realität des Krieges. Richtig verstanden also ist jeder wahrhafte Krieg ein Weckruf zum Idealismus.

JACOB BÖHME über kämpferische Lebenshaltung:

»So nun die Seele soll ihr Licht und Erkenntnis in des Menschen Gemüte bringen, so muß sie gar harte kämpfen und streiten; ... sie muß stehen als ein Ritters-Mann in der Schlacht.« — »Willst du nun nicht kämpfen, so wirst du auch nicht siegen; sondern du wirst in deinem sanften Bette ermordet. Denn der Mensch hat stets ein gewaltiges Heer vor ihm, das da stets mit ihm kämpfet; will er sich nicht wehren, so wird er gefangen und erschlagen.«

(Aurora 1612; cap. 16 § 100; cap. 25 § 56)

FRIEDRICH DER GROSSE über Christian Wolff:

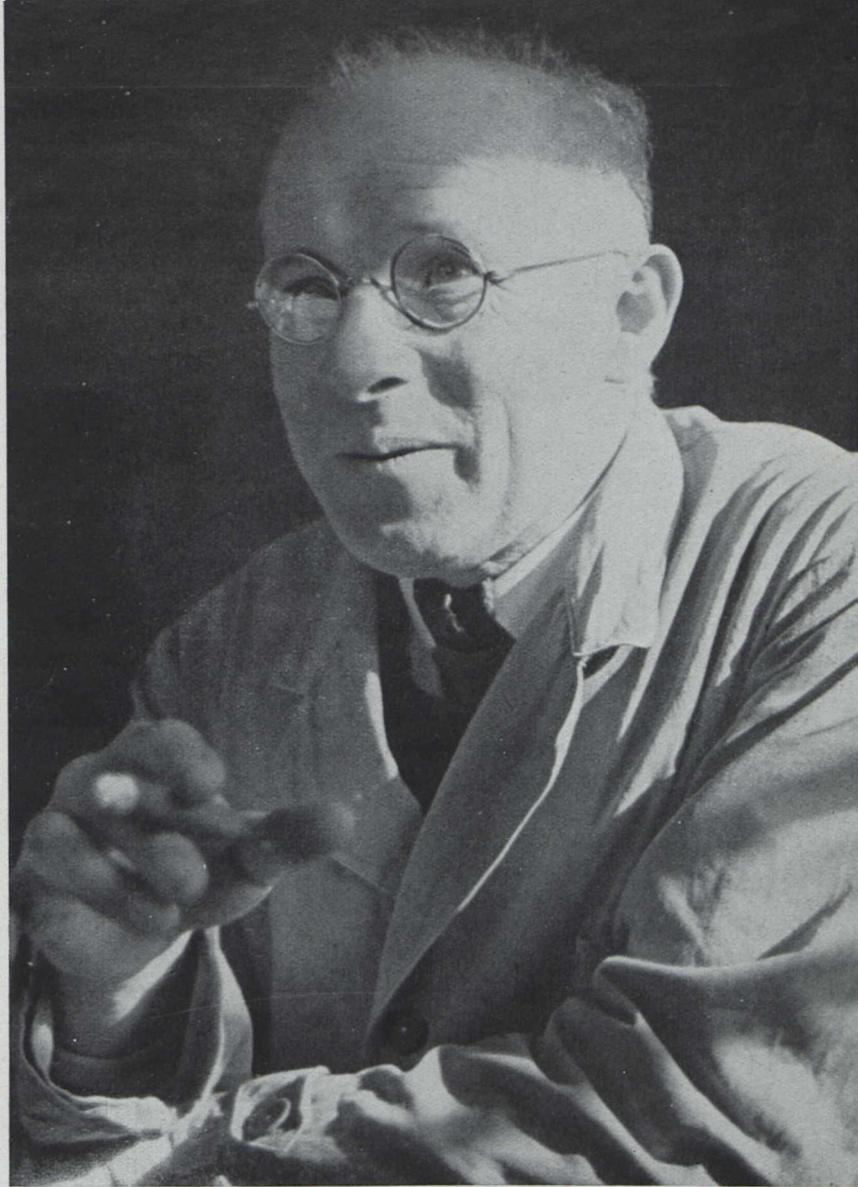
»Ich bewundere die Tiefe dieses berühmten Philosophen, der die Natur studiert hat wie noch keiner vor ihm. ... Jeden Tag gewinne ich mehr Klarheit durch seine Hilfe, und bei jedem Satz, den ich studiere, fällt es mir aufs neue wie Schuppen von den Augen. Dies Buch sollte ein jeder lesen, um vernünftig denken zu lernen.«

(Brief an Suhm, 18. Juli 1736)

UND IST DOCH ZU SEINEN TÖPFEN GEKOMMEN

Töpfe müssen es sein. Töpfe mit Vergangenheit. Mit Rost oder mit Patina. Töpfe, an denen der Geruch der Erde und der Jahrhunderte klebt. Wie das kam? Der Vater ist Förster, und wenn er die Frettchen in den Bau jagt, kommen statt der Füchse oder Kaninchen oft genug Töpfe heraus. Das Geheimnis von Jahrtausenden klebt daran, und die Museen wissen gelehrtes Zeug genug davon zu munkeln. »Prähistoriker« will er werden, der Junge, und ahnt gar nicht, was das wohl für eine Art Wefen sei. Aber Rost und Patina umweben den Namen verheißungsvoll . . . - Solch Unfinn! Klar, daß der Bengel Förster wird. Ist er nicht der beste Schütze im ganzen Revier? - Aber es gibt Ereignisse, die dem Gang der Dinge und dem väterlichen Willen eine unerwartete Wendung geben. Diesmal ist es eine Ohrfeige. An sich ließe es sich verwinden, wenn ein Forstleve von ungefähr eine Ohrfeige erwischt - was hat er auch seine Flinte so liederlich zu halten? -; wenn aber siebzig Treiber spöttische Mundwinkel ziehen ob solch väterlicher Weißglut, kann der Junge auf den Gedanken kommen, das elterliche Daheim sei seinem Menschwerden nicht die geeignetste Stätte.

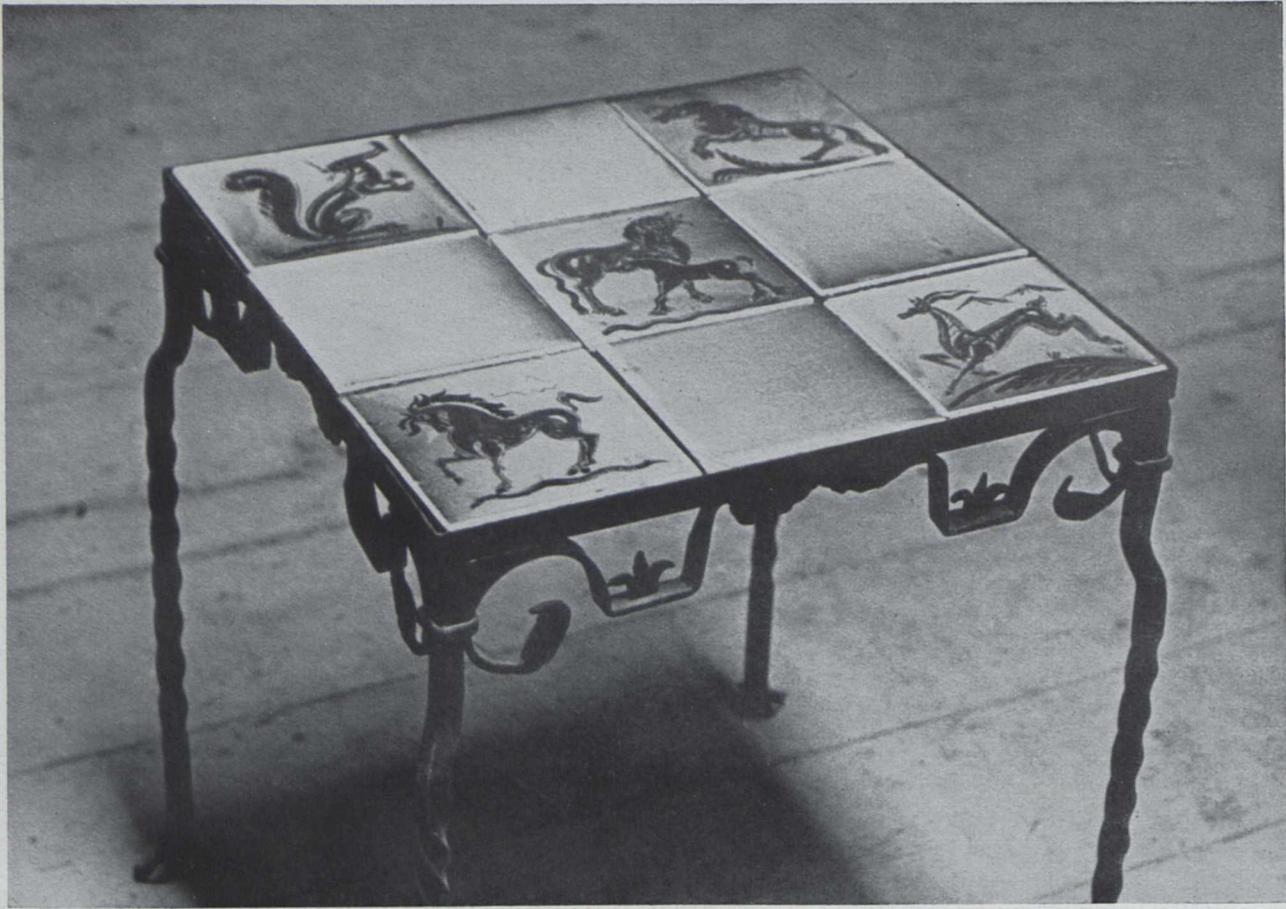
Mit dem Elternhaus heißt es freilich von den Töpfen Abschied nehmen. Spaß macht es überhaupt nicht, über Breslaus holpriges Pflaster Wagen mit langen Leitern rumpeln zu lassen und Hauswände anzukleben. Aber eine Lehrzeit findet ihr Ende und ein Gefelle Meister und Vorbild. Vergnügt zieht er mit Maler Loch von Kirche zu Kirche und haucht Engeln und Heiligen über rissiger Altersblässe die Rosenwangen einer neuen Jugend ein. Kunstmaler Priebnitz, der dessen gewahr wird, sagt: Den Jungen soll man doch in die Kunstakademie tun, dort am Augustaplatz; und der Staat sagt mit einem Stipendium Ja und Amen dazu. So kommt Walter Rhaue in die Hände von Professor Hans Rossmann und Professor Poelzig, malt dekorativ und sammelt Weisheiten über Stoff und Stil. In den



WALTER RHAUE

AUFN.: MARIA SCHWEIGHOFFER





KACHELTISCH . ENTWURF UND AUSFÜHRUNG VON WALTER RHAUE

WANDTELLER VON WALTER RHAUE . 2. AUFNAHMEN: MARIA SCHWEIGHOFFER





EIN VORBILDLICH SCHÖNES KAFFEEGESCHIRR

AUFN.: SCHWEIGHOFFER

Ferien aber kehrt er zu »Vater« Loch zurück und zu den Engeln und Heiligen. Fehlt es ihnen auch an Rost und Patina, mit denen man doch selbst die väterlichen Gewehre durch Eingraben in die Erde heimlich »schmückte«, so künden Risse und ehrwürdiger Staub vom Walten der Jahrhunderte.

Im Großen Krieg holt Walter Rhaue in Russisch-Polen die Banditen aus den Hecken und die Topfscherben aus dem Acker und legt sich eine hübsche eigene Sammlung an. Dann malt er wieder Kirchen aus, aber das deutsche Geld ist knapp geworden, die Aufträge rieseln spärlicher, und die tägliche Brotschnitte wird dünn und dünner. Doch wieder tritt eine Wendung ein. Der Herr Kunstmaler schlendert über die Görlitzer Weihnachtsmesse, und als er die Töpfe des Meisters Jürgel aus Nieder Bielau erblickt, fährt ihm die alte Leidenschaft durch den Sinn. »Mensch, so was könnt'st du auch!« Fehlt diesen Töpfen auch Rost und Patina -, nun, so ziert man sie mit was anderm, und sicherlich guckt die deutsche Hausfrau in mageren Zeiten lieber in zuverlässige Töpfe als in die Sphärenrätzel der Engel und Heiligen.

Drei Monate Lehrzeit bei Meister Jürgel, eine Töpferei in Seidenberg und die Rauschwalder Ofenfabrik geben zielbewusstem Wollen das handwerkliche Können. In Rauschwalde entsteht die erste eigene

Töpferei, und eines schönen Lentzages zieht Meister Rhaue in das Heim in Groß Biesnitz bei Görlitz ein. Das ist eine gar liebliche Landschaft dort. Der Boden atmet in fachtem Auf und Ab wie die Dünung des Meeres nach dem Sturm. Vor dem Gärtchen, das, von einer Mauer standhaft gehalten, am Berghang klebt, öffnet sich der Wiefengrund. Kopfweiden marschieren wie Zwerge mit dem Bächlein zu Tal, und die Landeskronen schauen wohlwollend auf solch kindhaftes Treiben herab.

Das »Hauszeichen« des Meisters springt dem Besucher förmlich in die wissbegierigen Augen: ein Haufen roten Tones. Es bleibt ihm kein Zweifel über das, was hier Gestalt annimmt. Im Werkhaus drehen sich munter die Scheiben. In langen, tonbeklehten Hofen hocken holdfelige Mädchen auf hohem Brettersitz; flinke Hände greifen den fetten, roten Ton, und aus den kreisenden Scheiben wachsen Töpfe empor: schlanke Töpfe, bauchige Töpfe, vornehme Blumenvasen, hausbackene Milchkännchen und kleine Gefäße, die zu zwei und zwei auf langen Brettern aufmarschieren wie die frisch-geformten Semmeln der Bäcker und harren, daß man sie in den Back- . . . in den Brennofen schiebt. Meister Rhaue brennt selbst, versteht sich. Mal überlistet er das Feuer, mal das Feuer ihn. Oft genug zieht er köstliche Stücke hervor, Stücke, die einmalig bleiben,



ATELIERECKE

AUFN.: SCHWEIGHOFFER

durch den Rauch so reizvoll geschmückt wie die väterlichen Gewehre in der Heimatde durch Rost und Patina. Kein Sterblicher bekommt diese Stücke in die Hand, keine noch so berühmte Ausstellung.

Nun kann man aber den roten, schmiegsamen Ton noch anders zu neuem Dasein erwecken als zu Töpfen. Man kann Schüffelkacheln formen, gute, alte, deutsche Schüffelkacheln, wie sie die Ofen mittelalterlicher Burgen und Patrizierhäuser zierten. Meister Rhaue baut sie zu formschönen Ofen zusammen, daß sie dem neuzeitlichen Heim und Menschen von Bildung und Geschmack ein wärmeres Dasein geben. Der »sinnlosen Feuerkiste« überwundener Jahrhunderte - so sagt er mit zornrollenden Augen - hat er damit den Garaus gemacht . . . O, was kann man aus dem roten Ton nicht sonst noch alles formen: Tischkacheln kann man machen und zu dreimal drei Kacheln für Platten kunstschmiedeeiserner Tische zusammenfügen; eine Kachel mit einem springenden Gaul, dann eine helle Kachel, nun eine Stute mit Füllen und wieder eine helle . . . Die Tiere in leuchtendem Terrakottrot gebrannt. Man kann auch alle Neune mit Bildern verzieren: mit mittelalterlichen Koggen, mit fliegenden Reihern, stacheligen Meeresungeheuern, mit Schwertfischen und Knurrhähnen, die aus großen Augen gloßen. Man kann aus allen Neunen den schwarzen schlesischen oder den roten Tiroler Adler zusammenbauen . . . Man kann, ja! Aber nur, wenn man Meister Rhaue ist. Nur, wenn man über Erfindungskraft und Darstellungsvermögen, über ausgeprägtes Farbempfinden und eine so gereifte

Technik verfügt, daß man die Farben nicht totbrennt, sondern in voller Leuchtkraft erhält.

Meister Rhaue kann noch mehr: Wandteller sind seine ganze Liebe. Da hängen sie in langen Reihen: die rauchgeschwärzte Madonna, die schon ein Museum erwarb, der rauchschwarze Tiroler Adler, der wundervolle Schimmel mit dem ruhenden Füllen, St. Hubertus, vor dem Hirsch kniend, der Bauer am Pfluge, der Gockel, der Trachtenmann, der Lanzknecht, die Koggen, die Fische. . . Meister Rhaue zeigt das alles mit Stolz. »Aber Meister Rhaue, Sie als Binnländer, als Schlesier, und so viel Fische?« - Walter Rhaue lacht. »Mein Vater hat doch lebenslang Fische gezüchtet!« - »Aber Koggen hat er nicht gezüchtet?« - »Ich war doch auf Föhr und habe die Segler ausfahren und heimkommen sehen.« - »Und der Tiroler Adler überall, hier auf dem Kachelstisch, droben auf dem Wandteller?« - »Ich habe Innsbruck besucht und die Tiroler Bauernkunst studiert. Die schlesische und die Tiroler Bauernkunst, die sind ja so nahe miteinander verwandt. Auf dieser alten Volkskunst müssen wir fußen, verstehen Sie nicht? Gerade wir Schlesier!« - »Und hier: Waldstücke, Hubertus, Hirsche . . . verständlich für einen Forstleve. Aber die Pferde, Meister Rhaue, die wunderbaren, springenden Gäule?« - »Mein Urgroßvater war Vollblutzüchter in Ostpreußen!« - »Eigentümlich! So kommt alles nach Geschlechtern einmal wieder ans Tageslicht! - Und der Absatz?« - »Ich liefere der Wehrmacht, der Partei, der HJ., großen Bauten der Behörden und Verwaltungen - überall dahin, wo zeitgemäße Raumkunst zeitgemäßen, das heißt volkstümlich gebundenen, künstlerisch wertvollen, handwerksgerechten Schmuck verlangen. . . Alles sehr erfreulich.« Walter Rhaue seufzt zum Herzbrechen. »Wenn nur die Privaten nicht wären! Selbst von Hamburg kommen sie mit dem Wagen her, um mir die Töpfe und Teller aus dem Lager zu reißen!« Seine Augen funkeln vor Zorn. »Wissen Sie, was ich tu? Ich stelle ein großes Schild vors Haus. . .« - »Lieber Hilfskräfte einstellen, Herr Rhaue!« - »Woher nehmen? Meine Hanna Lehmann ist erstklassig . . . Ich sage Ihnen: eine der ganz Großen! Aber im allgemeinen: das Handwerk ist doch totgemacht durch die Maschinen. Wir brauchen Persönlichkeiten, wir brauchen schöpferische Menschen.« Er schreit es förmlich vor Verzweiflung. »Und dieser Kitsch, den man gewöhnlich sieht! O, wenn Sie ahnten! Dieser ver-zwei-fel-te Kitsch! Wenn ich über den Markt gehe und Geld bei mir habe, frage ich einfach: ‚Was kost' der ganze Plunder?‘ Und dann -« Wild fuchteln seine Arme durch die Luft. - weg damit! - Sture Böcke, die so was machen . . . Kulturshande . . . Und die Öffentlichkeit ist immer noch blind.« Sein Gesicht verzieht sich fast zum Weinen. »Da muß was geschehen, sage ich Ihnen, ehe es zu spät ist!«

»Und Ihre Ziele, Meister Rhaue?« Zwei Augen strahlen, jugendlich glänzt das Gesicht. »Die alte Engobe-Technik zur Blüte bringen. Die alte Volkskunst wiederbeleben, ihr ein zeitgemäßes Gepräge geben. Schöne, bodenständige Motive entwickeln auf Töpfen, Wandkacheln, Wandtellern, Kachelstischen, Ofen. Veruche mit alkalischen Glasuren machen, wieder mit Holz feuern, den Ton mit dem Feuer in Berührung bringen . . . Glauben Sie's: das kann mir niemand nachmachen!« Seine Augen flackern, seine Stimme senkt sich bis zum Flüstern. »Mit dem Feuer auf Kirchröte heruntergehn - dann mit Rauch heran . . . Donnerwetter, gibt das eine Glafur! Schauen Sie hier: Kupferreduktion . . . Sehn Sie den metallischen Glanz?«

*

Ja, das ist Walter Rhaue. Dem Geheimnis schlesischer Erde entsprossen. Unter den Feuerflammen des roten Nachbaradlers gereift. Schlesien kann stolz sein auf seinen Meister Rhaue. Maria Schweighoffer.

JOAS ABENTEUER

KAPITELTEIL AUS DEM NOCH UNVOLLENDETEN ROMAN
„DIE ODERBAUERN“ VON HANS NIEKRAWIETZ

Um die Jahrhundertwende und einiges später noch verlamelte sich das buntbewegte Treiben der Grünen Märkte rings um das Rathaus der alten Oderstadt, wie es auch vordem seit Menschengedenken geschah. Schon in der ersten Morgenfrühe an den beiden Markttagen der Woche, Montag und Freitag, kamen die bäuerlichen Fuhrwerke, Handwagen und Schubkarren, schwer mit Gemüse und Feldfrüchten beladen, aus den nahen und auch weiter abgelegenen Dörfern des Kreises und zogen in langen Kolonnen in das Innere der Stadt. Von allen Seiten kamen sie herbei, mit Peitschengeknall und Pferdegeschlanauf, und dichtgedrängt ratterten und holperten die plumpen Bretterwagen und anderen Gefährte über die Katzenköpfe der Vorstadtgassen, und es war, als wollte der ganze Segen des Bauernlandes die enge Stadt überfluten. Ein kräftiges Leben verwandelte ihr sonst so nüchternes, träges Getriebe, und die frischen Farben, die aus der Fülle der Gärten und Felder nun herfloßen, verwischten ihr alltägliches Grau.

Am Zollhaus vor den Oderbrücken staute sich gewöhnlich der dichte Wagenzug, und der plattfüßige Zöllner, ein ebenso großer Frömmel wie Pfennigfuchser, watschelte dann wie ein fetter Enterich von Fuhrwerk zu Fuhrwerk, um das Brückengeld einzuheimsen. Die Brille auf der Nasenspitze, den Hängebauch vor sich herschiebend, kämpfte er ständig mit der eigenen Schwerfälligkeit und nicht zum wenigsten auch mit der allgemeinen Bauernschlauheit, die ihn mit harmlosester Miene zu übervorteilen suchte. Da regnet es ungültige Münzen und Spielmarken, ja sogar Hofenköpfe, und mancher einer ging im unübersehbaren Gedränge einfach »durch«. In solchen Fällen aber konnte der fromme Mann mit seiner schrillen Eunuchenstimme recht unfrome Flüche und Vermönschungen austossen, so daß die Bauerfrauen sich bekreuzigten und die etwas windschiefe Gestalt des heiligen Johannes von Nepomuk, die ohnehin schon auf unsicheren Füßen stand, vom Sockel zu fallen schien.

Auf einem der Gemüsewagen, vorn auf schmalem Sitzbrett, saß Joa, noch still und verschüchtert, zwischen den Eltern. Er wagte kein Wort zu sagen und schien sich kaum zu rühren in so bedenklicher Nähe des Vaters, obgleich ihn die wechselnden Eindrücke zur Mitteilung drängten und hundert Fragen auf seiner Zunge hüpfen. Aber er verhielt alle offenkundige Neugier, denn die Prügel, die er zuletzt auf so exemplarische Weise bezogen hatte, brannten ihm zwar nicht mehr auf den betreffenden Körperteilen, um so nachhaltiger aber in seinem Gedächtnis. Diesmal hatte er sie nicht nur körperlich, sondern auch innerlich empfunden, und zwar als eine unverschuldete und somit ungerechte Züchtigung. Und seine kindliche Empörung darüber mischte sich noch mit anderen Empfindungen: mit denen des Mitleids für die Mutter und des nachtragenden Grolls gegen den Vater. Schon früh hatte sich etwas Entscheidendes in seinem Herzen vollzogen: Je mehr er den jähzornigen und gewalttätigen Vater fürchten lernte, um so mehr liebte er die machtlose und schmählich mißhandelte Mutter, die er später - das war sein stilles Gelöbniß - gegen alles Unrecht beschützen und verteidigen wollte.

Nun konnte er sich freilich nicht vorstellen, wie er jemals gegen eine Macht und Gewalt, wie sie der Vater für ihn darstellte, aufkommen sollte. Sein finsterner Mut erlosch, wenn er nur daran dachte. Wiederum aber verspürte er etwas in sich, und das war ein geheimer Triumph, den er im voraus genoß: Auch er würde einst zum Manne heranwachsen und alle gehörig kleinkriegen, denen er jetzt noch unterlegen war. Ja, er würde vielleicht so stark werden wie der dicke Fleischer Korrek, von dem man sagte, daß er mit blanken Händen einen ausgewachsenen Ochsen niederzwingen könne. Unwillkürlich reichte sich Joa und fühlte unbändige Kräfte in sich aufsteigen. Und - was er sonst unwissentlich nur im Traum tat - er knirschte mit den Zähnen. Ach, wenn er erst groß sein würde! So stark wie der Korrek und so groß wie der Teichpächter von Stephanshöf, der lange »Karpenthomas«, dieser Riese, der in dem Rufe stand, allein durch die Macht seines Blickes die wütendsten Hunde zu zähmen.

Es ging sogar die Sage, daß ihm selbst Löwen und Tiger nicht standhalten könnten . . .

Und doch, trotz dieser enormen Bilder, die sich seiner bemächtigten, war es Joa undenkbar, dem Vater, wann immer es sein mochte, auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Unbezwänglich erschien er ihm und so über alle Maßen mächtig wie der unerbittlich strafende Herrgott, von dem er, seitdem er zum Beichtunterricht ging, den dünnen Kaplan Jesonnek eifern hörte.

Unter der Wucht solcher Vorstellungen und Erkenntnisse schien es Joa doch geboten, sich auch in der augenblicklichen Situation bescheiden und still zu verhalten. Nur seine Augen wanderten flink und beobachtend über das Gewirr der Fahrzeuge und Menschen. Manch einen erkannte er, so den alten Zech und den wohlhabenden Kalabis, der seine prächtigen Rappen kaum bändigen konnte. Überall hatte Joa die Augen, und als sie über die Jahrhundertbrücke fuhren, sah er nach rechts und links auf die langsam dahinziehende Oder hinab und verspürte den frischen Wind, der vom Fluß herüberwehte und den Geruch von Fisch und Fäulnis mit sich trug. Voller Neugier genoß er den Anblick, den der belebte Strom mit seinen Dampfern und Schleppzügen bot. Er ahnte die große Unrast und Freiheit des wandernden Wassers, das die Schiffer, die er kindlich beneidete, weit davontrug in eine Welt, die sicherlich voll der wunderbarsten Abenteuer war.

»Du wirst dir noch den Kopf verdrehen bei deinem Herumgegucke«, sagte plötzlich der Vater. Aber in seiner Stimme klang gutmütiger Spott. »Nachher, wenn du allein nach Hause fährst, wirst du aufpassen müssen.«

Joa schluckte, als hätte er Bonbons auf der Zunge gehabt. »Allein - allein darf ich fahren und richtig kutschieren?« stotterte er, und alle seine düsteren Gedanken waren augenblicklich verfliegen. Auch die Mutter merkte auf und warf auf Joa einen besorgten Blick.

Er habe einiges Werkzeug zu besorgen und auch noch bei Onkel Valentin wegen der städtischen Pacht vorzusprechen, meinte der Vater mit geradeaus gerichtetem Blick, als spräche er zu sich selbst. Man mußte nicht, ob er mit solchem Verhalten eine gewisse Scham verdecken wollte, die ihm doch vielleicht nach dem letzten häuslichen Auftritt aufgekommen war, oder ob es nicht einfach ein Wetterumschlag in seiner Laune war, die noch verhalten schien, aber doch schon einen wärmeren Schimmer für seine Umgebung verriet. Beinahe wohlwollend fügte er noch hinzu, es sei auch eine Kleinigkeit, mit diesem »grauen Efel« durch die Stadt zu kutschieren, wobei er der trüg dahintrottenden alten Stute mit der Peitsche einen leichten Schlag verleihte. Außerdem wäre es für einen Bauernjungen wie Joa hoch an der Zeit, mit Pferden umgehen zu lernen.

Indessen waren sie auf dem Ringe angelangt und somit in den belebtesten Strudel des Wochenmarktes eingemündet. Wie gegen einander strömende Wasser umflutete das dichte Menschengewimmel das altersgraue Rathaus, und in dem überlebendigen, gestikulierenden, schreienden Durcheinander schwammen die Plauen der Kaufbuden wie kleine bunte Inseln.

Hier floß das Wachstum des ländlichen Umkreises zusammen und schüttete seinen Überfluß in den ewig hungrigen Magen der Stadt. Es war ein üppiges Fest, das die fruchtbare Erde gab, und nun rühlten Tausende von Händen in ihrem unerföhplichen Reichtum. Die weidengeflochtenen Körbe flossen über von gelbgrünem Kopfsalat, von armdicken Gurken, von großköpfigem Blaukraut, gebündelten Oberrüben und kraufem Welschkohl. Sie waren gerüttelt voll von langgeschwänzten gelben Möhren, von roten Radleschen und weißen Rettichen. Und was die Körbe nicht mehr fassen konnten, das lag zu Boden auf grober Leinwand gehügelt und ausgebreitet: Schnittlauch und Rosenkohl und die verschiedensten Suppenkräuter, wie Porree, Petersilie und Sellerie, aber auch Rhabarber und Rapunze und die damals noch wenig begehrten Tomaten.

Doch all dieser Grünkram interessierte Joa nicht sonderlich; er war ihm von Hause aus zur Genüge bekannt. Weit mehr fesselten ihn augenblicklich die bunten Marktbuden und Verkaufsstände, die unmittelbar das Rathaus umringten und eine noch größere Vielfalt aufboten als der Grüne Markt. Da war zum Beispiel der »billige Jakob«, der sich zum größten Vergnügen der Kinder wie wild gebärdete und mehr die Lachmuskeln reizte als die Lust zum Kaufen. Natürlich verlockten auch Pischbuden und das flimmernde Glücksrad zum Einsatz, und manches andere mehr war vorhanden, was man sonst nur zu Pfingsten oder auf den großen Jahrmärkten zu sehen bekam. In engster Nachbarschaft reiheten sich die Buden der Krämer und Bändler, der Pfefferkuchler, Töpfer und Schuster, die Bündelbuden und Leinwandstragen, die schwerbeladenen Fleischbänke, von warmen Dampfvolken umdunstet, die aus brodelnden Wurstkesseln aufstiegen . . .

Joas Augen wurden groß und größer. Soviel Wurst! Wer sich daran sattessen könnte! Nur wenige Schritte trennten ihn davon und all den aufgehäuften Schätzen und Reichtümern, die so verschwenderisch sonst nur in Märchen hervorgezaubert wurden. Trotzdem waren sie unerschwinglich für ihn, er besaß nicht den Zaubersab, - nicht eine einzige Kupfermünze war sein Eigentum, und zudem hätte er sich sowieso nicht vom Fleck rühren dürfen. Der atembeklemmende Anblick hatte auch kaum eine Minute gedauert, und der verführerische Geruch der dampfenden Wurstkränze war ihm gerade in die Nase gefahren, als die Stimme des Vaters ihn mit Nachdruck in die Wirklichkeit zurückrief. »Immer bloß träumen oder Dummheiten machen! Siehst du nicht deine Großmutter?«

Joa gab es einen freudigen Ruck. Wahrhaftig, da stand sie und winkte ihn freundlich zu sich heran.

Großmutter Johanna, Tochter der verstorbenen Mamm, hatte gleich neben ihrer eigenen Tochter, eben Joas Mutter, ihren Gemütestand. Sie war ein wenig größer als die Mutter, in der gleichen charakteristischen Tracht, und in einiger Entfernung hätte man beide für Schwestern halten können. Sie empfing ihren Enkel mit herzlicher Freude, aber ohne übertriebene Zärtlichkeit. Neben ihr stand ein kleines, etwa achtjähriges Mädchen, zu dem sie sich niederbeugte und ihm lacht übers Haar fuhr. »Das ist Mathilde, sie kam von den Gruben und bleibt jetzt bei uns - nicht wahr, mein Kind?« Und zu Joa: »Gib ihr die Hand und sei gut zu ihr, denn sie ist eine Waise!«

Joa errötete und schämte sich sehr vor dem städtischen und ungewöhnlich sauber gekleideten Mädchen. Solch goldenes Ringelhaar, das sich lose bis auf Schultern und Rücken herabschlangelte, hatte er noch nie gesehen, und als ihn aus schmalgeformtem und etwas blassem Antlitz die großen grauen Augen in scheuer Neugier betrachteten, wurde er vollends verwirrt und brachte kein Wort hervor. Das erste Mal wurde er sich seiner Armut bewußt, seiner dürftigen Kleidung und Barfüßigkeit, und er fühlte, daß er geringer war als dieses strahlende und anmutige Geschöpf. Er mochte auch zu einfältig dreingesehen haben, so daß er selbst bei bescheidenen Ansprüchen nicht den besten Eindruck erwecken konnte.

»Ihr werdet euch schon noch befreunden«, sagte die Großmutter nachsichtig und verabschiedete den verlegenen Jungen. Es war auch Zeit für ihn, sich auf die Heimfahrt zu machen, der Wagen war schon bereit, und der Vater hatte wieder sein unwirtliches Gesicht, wenn er sich auch vor der Großmutter zu keiner Grobheit hinreißen ließ.

Doch für Joa begann erst die Freiheit und kindliche Ungebundenheit dieses in mancher Hinsicht denkwürdigen Tages, denn mit ihm hatten die großen Schulferien begonnen. Ferien! Ein Zauberwort, dessen Bedeutung ihm eigentlich jetzt erst, da auch der Bann der väterlichen Aufsicht gebrochen war, zu vollem Bewußtsein kam. Eine plötzliche Veränderung ging mit ihm vor. Er war nicht mehr der verprügelte Junge von gestern. Auflachend schwang er die Peitsche, und etwas Wildes riß ihn empor und brach aus seinen leuchtenden Augen.

In der Odervorstadt versuchten ein paar Jungens, Schulkameraden von ihm, sich an den Wagen zu hängen. Die kamen ihm gerade recht. Er konnte sie sowieso nicht leiden, weil sie ihn sonst immer »Pauer« schimpften und ihm wegen seiner etwas schwerfälligen Sprechweise nachsäfften. Nun piffte seine Peitsche um ihre Ohren, und gleich darauf verfehlte er dem Pferde einen kräftigen Hieb, so daß

es mit erschrockenem Satz den Wagen anruckte und die Jungens nur so purzelten. Hoppla, das war ein Spaß und eine süße Rache! Er lachte hell und unbekümmert und war noch vergnügt, als er, am heimischen Gehöft angelangt, zur Toreinfahrt wie ein alter, erfahrener Kutscher einbog.

Joa war stolz und übermütig geworden und forderte förmlich das Abenteuer heraus. Zunächst hätte er im Hofe beinahe den schwerhörigen Ignatz umgefahren, den der Vater zum Ausbessern der Körbe bestellt hatte und der bei der Einfahrt gerade in seine Flechtarbeit vertieft war. Der Alte kreischte auf wie ein ganzes Rudel auseinanderstiebender Gänse, und gleichzeitig schnitt er Grimassen, die bei jedem, der sie sah, den unwiderstehlichsten Reiz auf die Lachmuskeln ausübten. Diese Grimassen, schon weit und breit in der Gegend bekannt und als die effektivste Eigentümlichkeit des herumziehenden Korbmachers belacht, waren tatsächlich von einer falzinerenden Idiotie, und Joa hatte in seinen späteren Jahren selbst bei berühmten Clowns keine derartig grotesken Gesichtsverzerrungen erlebt. Ignatz konnte die Unterlippe bis an die Nasenspitze heraufschieben, wobei sich zu beiden Seiten des Gesichtes zwei tiefe Faltenrisse bildeten, die bis zum kahlen Schädel hinaufliefen. Dabei verkugelten sich die Augäpfel, so daß nur das milchige Weiße hervorsah, und der schütterte Bart sträubte sich wie ein wirres Gestrüpp. Plötzlich fielen die Gesichtsfurchen wieder zusammen, die Frage verschob sich ins Breite, umzuckte die schielenden Augen, und der zahnlose Mund tat sich auf und klappte auseinander wie ein dunkler, bodenloser Krater. Es war nichts Menschliches mehr an diesen erschreckenden Verwandlungen. Sie entsprangen wohl einer Art Epilepsie, die den Mann bei jeder größeren Erregung befiel.

Der Hofhund Renz, der sich überhaupt durch den Fremden gereizt fühlte, kläffte wütend darauf los und zerrte wie toll an der Kette, als wollte auch er zu der Schaustellung etwas beitragen. Es gelang ihm auch, einiges Publikum für sich zu gewinnen, und zwar in Gestalt mehrerer Kinder aus dem Hause, die sich gerade auf der Szene versammelten, als sich Joa, die Grimassen des Korbmachers nachahmend, dem Hunde näherte und ihn mit gewissen Zischlauten zur Raserei trieb. Er wußte genau, was ihn auf den Siedepunkt brachte, er kannte die Schwächen des Tieres, und es war ein abgründiger Haß zwischen beiden entstanden, der einmal zum Austrag kommen mußte. Von Joas Seite war es eigentlich nur verschmähte Liebe, die dermaßen umgeschlagen war, denn lange genug und vergeblich hatte er sich um die Gunst des Hundes bemüht. Er hatte ihm manchen guten Bissen zugeworfen und freundliche Zurufe an ihn verschwendet. Und Renz hatte auch die Gaben geschickt mit dem Maule aufgefangen und sogar mit »Pfofelgeben« hinterher dankend quittiert. Und doch war es nur Gönnerlaune und Scheinheiligkeit, und Renz war ein »falscher Hund« in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, das zeigte eines Tages beweiskräftig Joas blutende Hand, deren Daumen übel zugerichtet war und noch jetzt auf der Innenseite eine längliche Schramme aufwies. Damals aber hatte Joa dem Hunde ewige Feindschaft geschworen, und nun verkümmerte er keine Gelegenheit, sie ihn fühlen zu lassen. Es war ihm nicht bewußt, daß er mit seinen kindischen Bosheiten nur kleinliche Rachsucht übte und ein rüdes und rohes Spiel mit einem Tiere trieb, das nur durch seine Gefangenschaft und die fortwährenden Schikanen so bössartig geworden war. Doch darin unterließ sich Joa von anderen Kindern gar nicht - und übrigens auch nicht von vielen Erwachsenen. Nein, er war nicht mehr der verprügelte Junge von gestern, aber auch der plötzliche Umschlag zeigte kein erfreuliches Bild.

Immer dichter umdrängten die Kinder den engen Halbkreis, den der Hund in rasendem Tempo und mit Kräften, die nur äußerste Wut verleihen kann, zu sprengen suchte. Die zischenden Heßlaute und Joas Grimassen erbosten ihn maßlos, und mit gesträubten Fellhaaren und schon heiserem Gebelfer rannte er ständig gegen seine Feinde und gegen das würgende Hindernis, das ihm Kette und Halsband verurachteten. Er drehte sich um sich selbst, überschlug sich, setzte von neuem zum Sprunge an. Und bei jedem neuen Anlauf und Anprall riß ihn die Kette hoch, und wenn er von der Seite her ansprang, schleuderte der Hinterleib aus dem Halbkreis und wirbelte Staub und Unrat auf. Ein Taumel erbarmungsloser Lust an seiner entfesselten und doch angeketteten Wut schien alle erfaßt zu haben. »Nimm ihn, Renz! Faß ihn doch!« Und mit Joa zischten und brüllten sie: »kff kff, feste, gib ihm . . .« Doch keiner hatte bemerkt, wie

der Holzpflock, an dem die Kette befestigt war, sich mehr und mehr lockerte, und es hätte auch kaum jemand, namentlich Joa, der in nächster Nähe des Hundes stand, noch die Zeit gefunden, sich in Sicherheit zu bringen, da schon im gleichen Augenblick alles geschah. Das ganze Gehöft erfüllte ein wildes Geschrei und Getümmel und eine noch wildere Flucht. Nur Joa war wie angewurzelt stehengeblieben, und sein eben noch glühendes Gesicht war jetzt weiß wie eine getünchte Wand, so erstarrt und zu Tode erschrocken war er, als der Hund sich losriß und mit gefletschten Zähnen auf ihn zugestürzt kam. Vielleicht auch war er, instinktiv, ein wenig zur Seite

gesprungen, denn schon war Renz, zur größten Verblüffung aller Zuschauer, an ihm vorbeigeschossen, mitten in die aufflatternden Hühner und Tauben hinein, zwischendurch ein paar muntere Sprünge vollführend, um dann mit gefenkttem Kopf, die Kette hinter sich herrasselnd, nach dem Dunghaufen zu rennen, wo man ihn unverzüglich, als wenn nichts geschehen wäre, einen dicken Knochen zerkrachen hörte.

Das gab ein Gelächter! Aber niemand wußte, daß die Freude an der wiedergewonnenen Freiheit stärker sein kann als die bitterste Feindschaft. -

ENDLER-WILHELMS STUNDE

Ganz oben in dem langgestreckten Gebirgsdorf, dort wo die beiden Höhenrücken einander ganz nahe kommen, steht ein kleines Fachwerkhaus. Ein Fachwerkhaus wie so viele andere hier, ein paar kräftige Manneschritte vom Wege zurück, den Rücken an den wärmenden Berghang gelehnt und mit einem kleinen Rasenplan davor. Mit toten Augen schaut es den Sommer über auf die Straße, denn seine Fenster sind blind und verschlossen, und niemals steht seine Tür offen.

Wenn aber der erste Schnee bis zu den Vorbergen hinabsteigt, dann kommt Leben in das kleine Haus. Wie über Nacht haben die Fenster einen neuen spiegelnden Glanz bekommen, und ein feiner Rauch kringelt sich aus der kurzen Esse. Breit steht die braune Eichentür offen, als wollte sie jeden Vorübergehenden zum Eintreten laden. Dann sagen die Leute im Dorf: »Ar ies wieder dol«, und es ist, als ob sie alle fröhlicher ausfähen, obwohl es doch nun auf den harten Winter zugeht.

Und dann sieht man einen freundlichen alten Mann vor dem Hause hantieren. Große Holzkloben schleppt er von irgendwoher, und bald klingt der Schlag seiner Axt das Dorf hinab. Seine lange Jacke hat der Mann auf einen Holzstoß geworfen, den großen runden Hut weit in den Nacken geschoben. Das rote Halstuch flattert lustig auf und nieder, wenn der Körper weit rückwärts zum Schlag ausholt oder dem Schwunge der saufenden Axt nachgibt. Wenn der Mann aber neues Holz heranträgt, sieht man, daß er lahmt. Kraftlos schleift das linke Bein hinter ihm drein.

Langsam ist der Haufen Scheite gewachsen. Der Mann wischt mit dem Halstuch über die Stirn, und dann trägt er einen Armvoll nach dem andern an das Haus. Sorgfältig stapelt er die Scheite an die Hauswand. Bis unter die Dachbalken reichen sie schon, und nur die kleinen Fenster bleiben offen. Nun kann der Winter kommen.

Aber noch schließt sich die braune Tür nicht. Noch einmal kommt der Mann heraus. Er zieht die lange Jacke wieder an und setzt sich auf die Bank neben der Tür. Zwischen den verarbeiteten Händen hält er eine große Harmonika mit vielen weißen Knöpfen. Die Hände gehen auseinander und wieder zusammen, und die groben Finger drücken auf die kleinen weißen Knöpfe. Sein faltiges Gesicht ist den letzten wärmenden Sonnenstrahlen zugewendet. Zwischen den Händen aber quillt die Melodie.

Es ist ein ganz einfaches kleines Lied. Jeder im Gebirge kennt es, jeder hat es schon hundertmal gesungen. Aber wenn es von dort oben im Winkel ins Tal fliegt, dann horchen die Leute darauf, als ob es etwas ganz Neues wäre. Und dann nicken sie mit den Köpfen und sagen einfach »Endler-Willem hoot fenne Stunde«. Aber es liegt jetzt ein froher Schein auf ihren Gesichtern.

Freilich in ihrer Beschäftigung lassen sie sich dadurch nicht stören, und keiner macht sich große Gedanken bei den Harmonikatönen, die der Abendwind spielerisch zerpflicht wie kleine Blüten vor sie wirft. »Endler-Wilhelms Stunde« tut ihnen wohl wie die Abendsonne im Winter. Aber beide sind keine ungewöhnlichen Dinge. Sie stehen im Kalender, soweit die meisten zurückdenken können.

Aber das war nicht immer so. Es gab einmal eine Zeit, da ging ein fröhlicher junger Mann unter dem spitzen Giebelbach ein und aus. Außer dem kleinen Fachwerk-

bau waren ein paar kräftige Fäuste das einzige Erbe seiner Eltern gewesen. Aber er wußte die gut zu gebrauchen, und es gab kaum einen tüchtigeren Holzer im Dorf als den Wilhelm Endler. Axt und Säge flogen nur so in seiner Hand, und der Förster kam selten ohne ein Wort der Anerkennung an ihm vorbei. Am Sonntag aber stieg er mit seiner Harmonika auf die Bauden, und dann fingerte er auf den weißen Knöpfen, daß den Mädchen die Köpfe heiß wurden und die Burschen ihre schweren Schuhe noch einmal so laut auf die Dielen setzten. Wenn aber der Kehraus verklungen war, dann kllimperte wieder ein schönes Stück Geld in seiner Tasche. Und er brauchte Geld, denn er mußte noch seine Geschwister auszahlen und wollte ein schuldenfreies Häufel haben, wenn er einmal heiratete.

Wenn er einmal heiratete... das war sein Gedanke, wenn er die Säge pfelkend durch die schweren Stämme zog, oder wenn er von seinem kleinen Musikpodium in das lustige Treiben zu seinen Füßen sah. Und dann lachten seine Augen die Breiter-Marie, wie sie mit ihren Freundinnen vergnügt hinter dem großen Ecktsch saß. Freilich tanzen konnte er nicht mit ihr wie die andern jungen Burschen mit ihren Mädchen... aber in den Pausen ein paar verliebte Worte mit ihr wechseln und sie am Schluß nach Hause bringen... darauf freute er sich vom ersten Walzer ab, und die Freude jubelte aus seiner Harmonika.

Sie waren sich ja schon lange einig.

Aber heiraten wollten sie erst später. Wenn Schulden schon Hochzeitgäste sind, fliegt die Liebe bald zum Schornstein hinaus. Das hatten sie schon so oft mitansehen müssen. Bei ihnen sollte es anders sein, und die Marie diente vorläufig unverdrossen auf dem Engmannshof weiter. Die alten Engmanns hielten sie wie ihre Tochter, und so konnte sie ihren Lohn fast ganz in die Stadt auf die Sparkasse tragen.

Fünf Jahre ging es so. Da starben die alten Engmanns. Der Sohn kam aus der Fremde zurück, und nun gab es ein Wirtschaften und Umstürzen auf dem Hof, daß kein Mensch mehr zur Besinnung kam. Nichts war dem jungen Engmann neumodisch genug, alles mußte umgekrempelt werden. Nur eins hielt der junge Engmann wie jeder alte Bauer: es mußte bald wieder eine Frau auf den Hof.

Seine Augen fielen auf die Breiter-Marie. Schmuck war sie wie eine und arbeiten konnte sie wie zwei. Ihre Eltern waren kleine Leute im Niederdorf. Eine so gute Verforgung konnte ihnen nur recht sein, denn sie hatten noch ein paar unverforgte Kinder.

Blieb nur noch die Sache mit Ender-Wilhelm.

Der junge Bauer war nicht der Mann, eine offene Entscheidung zu suchen. Er steckte sich hinter die alten Breiter-Leute, die bereitwillig auf seinen Vorschlag eingingen und ihrer Marie immer wieder die Vorteile dieser Verbindung für die ganze Familie vorhielten. Sie appellierten an ihre Dankbarkeit und Kindesliebe.

Marie war ihrem Wilhelm sterbengut, aber dem immer wiederholten Ansturm von allen Seiten war sie nicht gewachsen. Mag sein, daß die fünf Jahre des Wartens sie mürbe gemacht hatten. Vielleicht hatte man ihr auch den Unterschied zwischen dem Holzweib und der Bauersfrau zu grell gemalt, vielleicht waren es die jammern-den Eltern, die ihre Undankbarkeit verfluchten und damit ihre Seele bannten. Eines Tages sagte sie jedenfalls dem jungen Engmann ja.

Endler-Wilhelm ahnte von dem allen nicht das geringste. Die Woche im Holz, sonntags auf den Bauden, so ging sein Schaffen vorwärts, und er fand es ganz in der Ordnung, daß sich die Marie nun seltener sehen ließ, denn ein neuer Herr auf einem Hof bringt viele neue Arbeit. Als aber der Hochzeitstag festgesetzt war, da mußte Marie eines Abends doch hinauf zu dem kleinen Fachwerkhaus.

Wilhelm war grade dabei, die verkaufte Dachrinne gegen eine neue auszutauschen. Erstaunt drehte er sich um.

»Nu, Madel, woas bringst Du mitten ei dr Woche?«

»Wilhelm«, stammelte die Marie, und ihre Finger würgten an der frischgeplätteten Schürze, »Willem, mit ins beeda . . . is kann do no a fu lange tauern . . . sech amol . . . menne Aldern on dernoo de kleena Geschwister . . .«

Wilhelm ist mit einem Satz vor dem Mädch. »Nu oabr, Marie, woas ies dn ei Dich gefoahrn?« Er packt das Mädchen bei den Oberarmen und schüttelt sie zärtlich. »Uf eemoal! No ees, zwee Joahre ho a ock Geduld, Madla! Mer sein do no jung!«

»Nee, nee, Willem . . . is gleit nimmeh«, das Mädchen reißt sich los, »jedesmoal derheeme dr Krach. Iech dermachs nimmeh. Iech . . . Iech . . . helroote ise a Engmonn!«

Das Mädchen hat die Schürze vor die Augen geschlagen und weint, daß es sie schüttelt.

Dem Wilhelm fallen die Arme herunter. Er ist ganz blaß geworden. Er kann sich nicht rühren. Wie gebannt hängen seine Augen an dem weinenden Mädchen. Er kann noch nicht fassen, was geschehen ist. Es soll aus sein zwischen ihm und der Marie? Fünf Jahre Arbeit für das gemeinsame Ziel sollen zerfliegen sein wie der Morgennebel, wenn die Sonne kommt? Fünf Jahre Vorfreude auf das gemeinsame Leben und Schaffen in dem kleinen Fachwerkhäufel sollen weggewischt sein, einfach weggewischt, wie der Kretschmer unten im Dorf mit einem Schwamm über seine Kreidestriche wischt? »Oach su«, sagt er dann langsam und geht schweren Schrittes durch die braune Eichentür. Zweimal dreht sich der Schlüssel in dem klobigen Kastenschloß.

Niemand hat erfahren, was diese Nacht hinter der Eichentür erfunden und wieder verworfen wurde.

Im Engmannhof aber durchweint ein junges Weib die schleichenden Stunden. Es vermeint sterben zu müssen vor Herzweh, und doch ist diese Nacht nur die erste Perle in einem endlosen Rosenkranz der Tränennächte.

Die Sonne ist am nächsten Morgen wie immer aufgegangen, und Endler-Wilhelms Art klang so scharf wie je. Im Engmannhof hat es bald darauf eine Hochzeit gegeben, und die Leute im Dorf mochten sich wohl noch eine Weile wundern, daß es so still mit dem Wilhelm und der Marie zu Ende war. Aber zu reden gab es nichts.

Und dann nach ein paar Jahren kam der Tag, an dem der fallende Baumriese dem Endler-Wilhelm das linke Bein zerklug. Damit war auch sein Werken im Holz zerklagen. Freilich wußte er davon nichts, denn er lag tagelang ohne Befinnung im Krankenhaus des kleinen Gebirgsstädtchens. Trübe, sehr trübe Wochen kamen dann, ehe es feststand, daß er das Bein überhaupt behalten konnte.

Eins aber blieb ihm unbedingt: seine Harmonika. Daran klammerte er sich. In den langen Stunden des Stilliegens war sie schon sein bester Zeitvertreib, nun sollte sie ihm für den Rest des Lebens das tägliche Brot geben. Sobald er wieder laufen konnte, zog Endler-Wilhelm mit der Harmonika durch das Land. Schwer waren diese ersten Schritte als fahrender Dorf Musikant. Aber bald erkannte Wilhelm die Freude, die seine Musik in das harge Leben der Gebirgler brachte, und aus einem noterzwingenen Broterwerb wurde für ihn eine Aufgabe. Vor allem die Kinder hingen an ihm und seiner Harmonika. Wenn Wilhelm nur immer in ein Dorf kam, so umringten sie ihn gleich in hellen Scharen und gaben ihm durch alle Höfe bis zur Grenze des Nachbardorfes das Geleit. Ihre Freude teilte sich auch dem Musikanten mit. Die Kinder hatten Endler-Wilhelm wieder Sonne ins Leben gebracht, und wenn er so recht mit ihnen fröhlich war, dann jubelte die Harmonika noch einmal so schön. Alle Menschen gewannen ihn lieb.

So zog Endler-Wilhelm durch die Gebirgsdörfer. Mit der ersten Frühlingssonne begann er seinen Weg, mit dem ersten Schnee aber kehrte er stets in das Fachwerkhaus im Winkel zurück. Dann freuten sich die Leute im Dorf. Denn immer, wenn es das Wetter

einigermaßen erlaubte, erklang sein Abendkonzert nach dem Tagwerk des Winters, dem Holzschneitzern: Endler-Wilhelms Stunde.

Im Engmannhof war es eine Zeitlang gut gegangen. Freilich, Fröh Engmann war nicht der fröhliche Endler-Wilhelm mit dem guten Herzen. Das hatte die Marie schon manchmal feststellen müssen, und so manche heimliche Träne hatte ihr Auge verschleiert, wenn von dem Häufel am Hang das kleine Lied vom Schneegebirge geflogen kam. Auf ihrem Hof spielte Wilhelm nie. Vielleicht wollte er es ihr nicht unnötig schwer machen, vielleicht war er selbst noch nicht darüber hinweg.

Als aber die Marie erfahren mußte, daß sie von ihrem Mann nie würde Kinder haben können, wurde der Unfriede ständiger Gast auf dem Engmannhof. Er verließ ihn erst wieder, als ein besonders harter Winter Engmann nicht wieder von einer Lungenentzündung aufstehen ließ. Marie führte das Gut das Trauerjahr über allein weiter. Als es aber wieder Frühling werden wollte, stieg sie hinauf zum Fachwerkhäufel.

Wilhelm grub gerade dem Schneewasser einen besseren Ablauf. Mit einem tiefen Atemzug richtete er sich auf. Aber er fand kein Wort der Begrüßung, nur die tiefen Falten um seinen Mund wurden wieder hart und bitter. Sie traten in die niedrige Stube, und Marie wollte mehr aus alter Gewohnheit als bewußt gleich ein paar Dinge von dem weißgeschuerten Tisch rücken, die da nicht hingehörten. Aber Wilhelms Worte »Luß ock!« zeigten ihr, daß sie kein Recht mehr an diesem Tische hatte. Sie sprachen ein paar gleichgültige Sätze, über die Arbeit, die der Frühling ankündigte, über den Winter, der hinter ihnen lag, und dann kam Marie mit ihrem Anliegen. Ob er nicht vergessen könnte und hinunterkommen wollte auf den Engmannhof als Bauer. Daß sie einsam sei und ohne Freude.

Sie wußte ihre Worte nicht schön zu setzen, aber es lag soviel ehrliche und herzliche Bisse darin, daß Wilhelm sein Herz in beide Hände nehmen mußte, um sie nicht in seine Arme zu schließen.

Aber er dachte an jene Nacht hinter der zwiefach verschlossenen Tür, als er mit sich wie mit einem Feind gerungen hatte, und an viele andere Nächte . . . und an die Leute in den Dörfern ringsum, an die Kinder vor allem, denen er fehlen würde. Und so schlug er sich nur mit der Faust auf das linke Bein: »A Karle mit furwoas ies kee Hulzer meeh, on zem Pauer tooft a Ircht rächt nee! Gleeb merch, Marie, is tät ne gutt!«

Die Marie hat nicht locker gelassen, hat gebeten und geweint. Aber als der Wilhelm nach der Harmonika griff und die Töne sich zu einem Lied formten, das er selbst einmal in einer trüben Stunde erdacht hatte, da verstand sie ihn. Wortlos griff sie nach ihrem Schultertuch. Aber die Melodie trug sie noch mit sich, als sie schon wieder durch das Tor des Engmannhofes schritt. Mit der steigenden Sonne zog Wilhelm wieder ins Land. Dorfauf, dorfab klangen seine Melodien. Wo man sie hörte, wurden die Großen froh, und das kleine Volk jubelte. In Endler-Wilhelms Herzen war Ruhe und Freude. Jahre ging er seinen Weg.

Als ich ihm das erstemal begegnete, war er schon ein alter Mann, wenn auch sein schwarzes Haar noch keinen Silberfaden zeigte. Wochen später konnte ich ihm mit einem kleinen schwarzen Hund eine Freude machen, der von nun an sein ständiger Begleiter war. Und als ich wieder einmal an einem Winterabend in dem kleinen Fachwerkhaus saß, stellte er sein neuestes Schnitzwerk vor mich auf den Tisch. Da saß er selbst auf einem mächtigen Holzloß in der braunen, langen Jacke und den gelben Hosen mit den schwarzen Streifen wie immer, um den Hals das rote Tuch mit den blauen Punkten, den runden Hut auf den schwarzen Haaren. In den Händen aber hielt er die Harmonika, der ich so oft zugehört hatte, und neben ihm saß der kleine, schwarze Hund. Ich schaute der Figur ins Gesicht: es zeigte denselben fröhlich-verförmten Ausdruck, den alle so an ihm lieben. Und er selbst schaute grade so drein, als er mir sagte: »Nimm derche ock mieta. Iech war dr no ees spieln, wenn Iech nimme do bin!«

Ich weiß, Endler-Wilhelm wird Wort halten.

Eines Tages wird ihm der Tod die Harmonika aus den Händen nehmen. Aber wenn ich vor seiner Figur stehen werde, dann wird sie wieder anfangen zu klingen. Und dann feiere ich wie einst die Leute dort oben im Gebirgsdorf »Endler-Wilhelms Stunde«.

Herbert Vogt.

DEM ANDENKEN FRIEDRICH CONRAD THEODOR KRAUSES UND SEINEN EISENBAHNPROJEKTEN



ZUM 100JÄHR. JUBILÄUM DER OBERSCHLESISCHEN EISENBAHN

Schon seit 1816 beschäftigte sich die Königl. Bergamtsbehörde in Schlessien mit der Nutzbarmachung der Dampfkraft auf Eisenbahnenwegen über längere Strecken zum Abtransport ihrer Produkte, sei es von Waldenburg nach Malsch an der Oder, sei es von Königshütte nach Breslau. Erfolg in diesen Bestrebungen war erst im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dem Regierungs- und Baurat Friedrich Conrad Theodor (nicht Wilhelm) Krause in Oppeln beschieden.

Am 9. November 1790 zu Königsborn bei Unna in Westfalen geboren, wurde er 1811 als Sous-Ingenieur bei der Zentralverwaltung der Berg-, Hütten- und Salzwürke der Weser-Division in Karlohagen beschäftigt. Er begann also seine Tätigkeit in Preußens schmachvollster Zeit seiner Erniedrigung, als in West-Deutschland alles drunter und drüber ging, im damaligen Königreich Westfalen, unter Jérôme Bonaparte. Als die Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813 dem Königstraum des »Bruder Lustig« ein Ende machte, und Westfalen wieder frei wurde, trat Krause, inzwischen Bauinspektor geworden, beim 2. Westfälischen Landwehr-Infanterie-Regiment ein und nahm am Befreiungskriege teil. Nach einundeinhalb Jahren, auf Veranlassung des Oberpräsidenten von

Vincke reklamiert, trat er 1815 wieder zur westfälischen Zivilverwaltung zurück.

Sein militärisches Führungszeugnis lautet: »Von vorzüglich gutem militärischem Betragen, besitzt Kenntnisse in Mathematik und ist in aller Hinsicht brauchbar«. Und in der Mitteilung der Entlassung vom Militärdienst schreibt sein Kommandeur Schulz an den Leutnant Krause: »Ich bitte Sie, die Versicherung anzunehmen, daß das gesamte Offizierskorps es bedauert, einen so schätzbaren Mann aus seiner Mitte verloren zu haben.«

1819 kam Krause nach Oppeln und wurde dort 1820 zum Regierungs- und Wasserbauamt ernannt.

Hier in Oberschlesien entfaltete er eine überaus segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete des Straßenbauwesens. 1821 entwarf er eine Straßenkarte, baute 1829/30 die Kronprinzenstraße von Königshütte nach Gleiwitz und führte zur besseren Straßenräumung den Schneepflug ein. Seine Vorschläge zur Verbesserung des ober-schlesischen Straßenwesens stellten nicht nur die augenblicklichen materiellen Vorteile dieser Tätigkeit in den Vordergrund, sondern er weist auch stets dabei auf den kulturellen und sozialen Fortschritt hin, den bessere Straßen Oberschlesien bringen würden.

Sein geschichtliches Verdienst, neben dieser praktischen, auf die Bedürfnisse des Tages gerichteten Tätigkeit, liegt aber in seiner Werbung für den Bau einer Eisenbahn bei seiner vorgesetzten Behörde.

Durch sein erstes Projekt, 1831, schlug er eine Verbindung der Tarnowitz-Nakloer Erzgruben und des Hindenburg-Zaborzer Kohlengebietes über Horneck-Sandowitz an der Malapane entlang, Kranst-Lenzen-Ehrenfels mit dem Endpunkt Oppeln oder Döbern an der Oder vor. Abfuhr der Bergwerks- und Hüttenprodukte sollte der Zweck dieser Bahn sein. An Personenverkehr dachte er dabei nicht. Auch die Beförderung von Kaufmannsgütern lag noch außerhalb seines Gedankenkreises. Nach der Ideologie seiner Zeit, daß Eisenbahnen möglichst nahe eines Flußlaufes gebaut werden müssen, haftete er noch mit seinem Plane am Wasserwege.

Bei seinem zweiten Projekte versuchte er die Bahn schon frei in den Raum zu stellen und sich soviel als möglich von Wasserwegen freizumachen. 1834 reichte er seiner Behörde wieder eine Denkschrift, betreffend: »Die Anlage eines Schienenweges von Breslau über Tarnowitz bis an die krakaufische-galitzische Grenze«, ein.

Vom Hauptzollamt Neu Berun sollte die Bahn an der krakaufischen und polnischen Grenze hart entlang bis Tarnowitz führen, dann der Richtung seines ersten Projektes an der Malapane folgen, bei Wengern den Fluß überschreiten, rechtsseitig der Oder über Kupp-Karlsmarkt-Mofelache-Leubusch-Groß Döbern-Peisterwitz-Wüstendorf-Drachenbrunn - Breslau-Guentherbrücke - Friedewalde - Carlowitz - Rosenthal ihren Endpunkt bei den Magazinegebäuden an der unteren Oder bei Breslau finden. Sie sollte $28\frac{1}{2}$ Meile lang werden. Da sich um diese Zeit die äußeren politischen Verhältnisse zu unseren Nachbarn im Osten Polen, Rußland und Österreich etwas günstiger gestalteten, hoffte er, daß sich über diese Verkehrsbrücke, deren eine Pfeiler im Südosten, deren anderer in Breslau stand, der alte, ehemals so blühende Südosthandel vom Schwarzen Meere, der Walachei und Galizien wieder seinen Weg durch Schlesiens, über Breslau nach Norden und Westen ins Reich finden würde.

Noch kühner spannte er den Bogen bei seinem dritten Projekt, zumal die Pläne von der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und der Wien-Warschauer Bahn zum entschlossenen Handeln drängten, sollte Schlesiens nicht den wenigen Transitverkehr, den es noch besaß, über Böhmen an Österreich verlieren. Im Anschluß an die Linie Neu Berun-Breslau schlug er 1836 in seiner Denkschrift: »Über die Anlage eines Schienenweges durch Schlesiens«, eine Verbindung von Breslau, Frankfurt (Oder), Berlin und Dresden vor.

Von Breslau aus sollte diese Bahn Anschluß an die Lintenföhrung des zweiten Projektes über Deutsch Lissa-Maltich-Liegenitz-Pfaffendorf-Arnoldorf-Modlau-Kittlitztreben-Lorzendorf-Schnellenföhr bis Nochten gehen und dann Berlin bzw. Dresden zu erreichen suchen. Damit wäre eine Verbindung über Berlin mit Hamburg und über Dresden nach dem Rheine hergestellt. Während für eine Verbindung mit dem Rheinlande in erster Linie politische Gründe maßgebend waren, die 1815 neu gewonnenen Landesteile mit dem preußischen Stammland enger zu verbinden, sprachen für die mit Hamburg, dem Tor zur Welt, besonders solche wirtschaftlicher Art.

Krause sah als einer der ersten, daß Oberschlesiens, wenn es wirtschaftlich und kulturell vorwärts kommen soll, aus seiner Binnenlage befreit werden müsse. Seine Bodenschätze bleiben totes Kapital, wenn sie nicht über ein entwickeltes Verkehrsnetz der Ferne dienstbar gemacht werden können.

Diese Verkehrspläne, seien es die der Bergamtsbehörde, seien es die der Regierungsbehörde, entstanden in ihren Amtsstuben und mußten den vorgeschriebenen, mit persönlichen und sachlichen Widerständen stark gesicherten Instanzenweg der verschiedensten Abteilungen passieren. Es würde zu weit führen, die Schwierigkeiten,

die der Bürokratismus, ob mit Recht oder mit Unrecht bleibe dahingestellt, Krauses Plänen bereitere, zu schildern. Bis 1835 stand die Staatsleistung dem Eisenbahnbau ablehnend gegenüber. Da die Eisenbahn im Denken der damaligen Zeit ein privates Industrieunternehmen war, so sollte sie auch der Privatinitiative überlassen bleiben, zumal auch die Meinungen über ihren Wert selbst bei der Militärbehörde geteilt waren. Eine wohlwollende Haltung des Staates trat erst 1838 ein, bis mit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelms IV. eine tatkräftige Unterstützung der Eisenbahnbaupläne einsetzte. Eine öffentliche Meinung, vertreten durch eine freie, verantwortungsbewußte Presse, gab es damals nicht. Daraus entstanden die vielen Schwierigkeiten, die bei der Verwirklichung dieser Baupläne zu überwinden waren.

Krauses Pläne wären vielleicht, trotz aller Zähigkeit, mit der er sie verfolgte, auch im Aktenstaube erstickt, wenn nicht ein glücklicher Umstand ihnen zu Leben verholfen hätte. 1836 traf Kaufmann Lüschiwitz aus Breslau in Schweidnitz den Oberbergrat Lehmann. Was lag näher bei wirtschaftlich interessierten Menschen als ein Gespräch über Verkehrsfragen. So kam man auch auf die Krauseschen Pläne zu sprechen. Beide waren der Meinung, daß diese nur von einem Manne, der Kopf und Kenntnisse habe und der Feder vollkommen gewachsen wäre, verwirklicht werden können. Nach ihrer beider Ansicht war das Kaufmann Lewald aus Breslau. Sie stellten eine Verbindung zwischen Lewald und Krause her, der seine Pläne in selbstloser Weise Lewald zur Verfügung stellte, da »er weit entfernt sei, seine Ansicht als die einzige und richtige in dieser Sache zu betrachten und sich freuen würde, wenn er andere und bessere Ideen angeregt haben sollte.« Lewald gelang es 1836, einen Kreis interessierter Persönlichkeiten aus dem schlesischen grundbesitzenden Adel und der Kaufmannschaft zu Breslau zusammenzubringen, und auf dem damals üblichen Wege mit Hilfe einer Aktiengesellschaft wurde nach jahrelangem Bemühen im Mai 1841 der erste Spatenstich zur Oberschlesischen Eisenbahn getan, und ihre erste Strecke von Breslau nach Ohlau am 21. Mai 1842 eröffnet.

Zwar erhielten dadurch Krauses Pläne eine andere Wirklichkeit, aber ihre Grundidee blieb bestehen. Es ist Krauses geschichtliches Verdienst, daß er mit zäher Energie, allen Widerständen zum Trotz, seine Pläne verfolgte. Dabei leitete ihn nur das Wohl des Staates. Für seine jahrelangen Bemühungen wurde er von der Oberschlesischen Eisenbahngesellschaft weder durch einen klingenden Dank noch mit einem Aktienpaket belohnt. Auch seine vorgesetzte Behörde zeichnete ihn nicht besonders dafür aus. In der festgefügtten Beamtenlaufbahn erreichte er zuletzt den Geheimen Regierungs-Baurat. Soweit wir ihn nach seiner charakterlichen Haltung in seinen Auseinandersetzungen über seine Pläne mit seiner Behörde beurteilen können, legte er keinen besonderen Wert auf äußere Anerkennung. Er war gewiß kein bequemer Beamter. Die schlesische Öffentlichkeit zählte ihn aber zu »ihren intelligentesten Köpfen«, eine Anerkennung, die alles andere aufwiegt.

Wenn auch die Oberflächengestaltung Schlesiens und der Standort der ober-schlesischen Industrie seinen Plänen die Lintenföhrung vorschrieb, die Entwicklung der damaligen Technik und die außenpolitischen Verhältnisse sie bestimmte, so bleibt es sein Verdienst, mit zäher Energie immer wieder auf die Notwendigkeit guter Verkehrswege zum Segen der wirtschaftlichen Entwicklung Schlesiens und seines kulturellen und sozialen Fortschrittes hingewiesen zu haben.

Wohl kamen ihm die Zeitumstände zu Hilfe, die schon bestehende Stärke des Verkehrs, die Abhilfe verlangte, die ungenügenden Transportmittel und die Weite des Marktes, gefördert durch den Zollverein. Die Zeit war reif zur Verwirklichung seiner Gedanken. Seinen Verdiensten folgen die des schlesischen grundbesitzenden Adels, der Breslauer Kaufmannschaft und des mittleren Bürgertums. Sie stellten die Mittel zum Bau durch Aktienzeichnungen bereit.

Dr. Eduard Werner.

HÜTER DER HEIMAT

PROVINZIALKONSERVATOR PROF.
DR. GÜNTHER GRUNDMANN

Am 10. April d. J. konnte Professor Dr. Günther Grundmann seinen 50. Geburtstag feiern. Vor zehn Jahren übernahm er das Amt des Provinzialkonservators der Kunstdenkmäler. Günther Grundmann ist Schlesier. In seiner Vaterstadt Hirschberg besuchte er das humanistische Gymnasium und promovierte nach dem Studium an der Münchener und Breslauer Universität im Jahre 1916 in Kunstgeschichte. Im Jahre 1917 erschien seine Arbeit über »Die Grufkapellen in Niederschlesien und der Oberlausitz« und kurz darauf die Veröffentlichung über »Die Bethäuser und Bethauskirchen im Kreise Hirschberg«. Seine Vorliebe für die praktische künstlerische Betätigung hatte ihn schon in München als Student an die dortige Kunstgewerbeschule geführt. Bad Warmbrunn, wo er Direktor der Schlesischen Hausfleißkunst wurde und wo er bald auch als Lehrer an der Holzschnitzschule wirkte, war der rechte Ort für die Entfaltung seiner Begabung, zudem die wissenschaftliche Arbeit weiter fortgesetzt wurde und u. a. in den Untersuchungen über »Schlesische Architekten des 18. und 19. Jahrhunderts im Dienste der Herrschaft Schaffgotsch und der Probstei Warmbrunn« Niederschlag fand. 1931 erschien dann das schöne Buch über »Das Riesengebirge in der Malerei der Romantik«.

Als Provinzialkonservator war Gelegenheit gegeben, in das Erscheinungsbild der schlesischen Heimat, Verantwortung tragend, einzugreifen, und an den wichtigsten in seiner Amtszeit durchgeführten Arbeiten läßt sich die klare Linie seiner Zielsetzung erkennen. Unter den schlesischen wehrhaften Städten galt Löwenberg seine besondere Aufmerksamkeit, dessen alte Stadtbefestigung vorbildlich herausgehält wurde. Der Bobersbühndorfer Wohnturm wurde erneuert und die einzigartigen Fresken des 14. Jahrhunderts von Kunstmaler Johannes Drobek freigelegt. Unter Schlesiens Burgen und Schlössern rückte durch ihn das Herzogschloß Brieg in den Vordergrund als wohl die größte Aufgabe, die sich die schlesische Denkmalpflege je vorgenommen hat. Die auch im Landschaftsbilde so prächtig in Erscheinung tretenden Klosterkirchen in Leubus und Wahlstatt erfuhren pflegliche Erneuerung, in gleichem Sinne wird zur Zeit an der Fassade der Marienkirche in Grüssau gearbeitet. Von besonderer Bedeutung wird die Freilegung der ursprünglichen Willmannsfresken in der Josephskirche in Grüssau sein. Ein Hauptwerk der schlesischen Schnitzkunst, der aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts stammende Guhrauer Altar, der umfangreichste, den Schlesien besitzt, ist in der Provinzialrestaurierungswerkstatt des Schlesischen Museums der bildenden Künste wiederhergestellt worden. Auf die Initiative des Provinzialkonservators geht die Instandsetzung der herrlichen des Engler-Orgel in der Breslauer Elisabethkirche zurück. Wenn der Marktplatz in Hirschberg, um nur ein Beispiel für die Bemühungen des Provinzialkonservators um die Stadtbildgestaltung zu nennen, in muster-gültiger Einheitlichkeit sich darbietet, so ist auch dies ein Zeugnis für die neben den vielen Einzelaufgaben stets das Ganze im Auge behaltende Planung.

Durch Grundmanns Entdeckung des romanischen und des hochgotischen Tympanons der Klosterkirche in Trebnitz vom Anfang und vom Ende des 13. Jahrhunderts erfuhr die ältere schlesische Kunstgeschichte eine weittragende Bereicherung. In Gemeinschaft mit Alfred Zinkler + und Dagobert Frey erschien 1940 die Gesamtpublikation über die Klosterkirche in Trebnitz. Nimmt man die Arbeit über die Baumeisterfamilie Frantz (darin die Hirschberger

Gnadenkirche und ihr Baumeister Martin Frantz), den Schlesiensband des großen Schinkelwerkes der Akademie des Bauwesens in Berlin hinzu, die im Schlesiensverlag erschienene Schrift »Große Soldaten in Schlesien«, die aus dem in der Zeitschrift »Schlesien«, zu deren ständigen Mitarbeitern er zählt, erschienenen Aufsatz »Ruhestätten großer Soldaten in Schlesien« (Folge 9/10 des Jahrganges 1940) erwuchs, und ferner den Band »Deutsche Kunst im befreiten Schlesien«, so wird die Vielseitigkeit deutlich, mit der Provinzialkonservator Dr. Grundmann, der 1935 einen Lehrauftrag an der Friedrich-Wilhelms-Universität und 1939 an der Technischen Hochschule Breslau unter Verleihung des Honorarprofessors erhielt und im gleichen Jahre zum Preussischen Provinzialrat ernannt wurde, seiner Heimat dient. In Ostoberschlesien wurde Provinzialkonservator Professor Dr. Grundmann mit dem Aufbau des ganzen Denkmalamtes für die eingegliederten Gebiete beauftragt, im übrigen Oberschlesien vertritt er den im Heeresdienst befindlichen Provinzialkonservator Oberbaurat Pich.

PAUL KRUBER / HIRSCHBERG ZU SEINEM 80. GEBURTSTAGE

Wenn der Bergfrühling seine bunten Tücher immer näher an die blau-silbernen schimmernde Kette des noch winterlichen Riesengebirgshammes heranlegt, erwacht wieder in abertausend Herzen die Lust zu fröhlicher Wanderschaft in unsere heimatliche Bergwelt.

Freilich: die Notwendigkeiten des Krieges zwingen so manchen, auch in diesem Jahr seinen geliebten Bergen fernzubleiben. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und wenn wir dieses Ringen um Sein oder Nichtsein unseres Volkes erst siegreich beendet haben, werden wir uns mit doppelter Freude und noch größerer Berechtigung erneut die Schönheiten unserer Heimat erwandern.

Andererseits gibt der Krieg zahlreichen verwundeten Soldaten und Rüstungsarbeitern Gelegenheit, in der gesunden Luft unserer Berge neue Kräfte zu sammeln und ein Stück deutscher Heimat Erde kennenzulernen, deren landschaftliche Vorzüge ihnen bisher oft nur dem Namen nach bekannt waren.

In die Schönheiten des Riesengebirges in ihrer großen Vielfalt einzudringen, aber beginnt jetzt die rechte Zeit.

Gewiss ist der Anblick der winterlichen Berge imposant, die Ruhe der weiten schneebedeckten Flächen gewaltig, das Lichterspiel von Sonne und Schnee unvergleichlich schön, und das herrliche Filigran des Rauhreiß von unaussprechlicher Pracht. Der Schiläufer, der in raumgreifendem Schritt zu Berg fährt, weiß darum am besten.

Aber was unter dem Schnee neuem Leben entgegenschlummert und sich in tausendfacher Form und vielfältiger Farbe zu dem großen Strauß in der Hand des Sommers zusammenfügen will, offenbart sich dem Menschenauge erst, wenn das weite, weiße Tuch aufgehoben ist. Dann wechselt die geschlossene Schönheit des Großen, Gewaltigen mit der Anmut der vielgestaltigen Buntheit.

Außerordentlich reichhaltig ist die Flora unseres Riesengebirges. Pflanzen des Alpenlandes und des hohen Nordens geben sich hier ein Stelldichein. Formen, wie wir sie in der Ebene vergeblich

fuchten, Farben, wie wir sie nie schauten: hier finden wir sie. Und man muß gar nicht einmal von Hause aus Botaniker sein, um an ihnen seine Freude zu haben.

Hunderttausende sehen sie alljährlich mit Entzücken, und jeder Sommer, der auf die Berge steigt, bringt neue Hunderttausende, und es ist verständlich, wenn so mancher von ihnen den Wunsch hat, ein kleines bißchen nur von dieser Pracht nicht nur in seinem Herzen, sondern auch in der Hand oder im Rucksack mit sich in die graue Stadt zu nehmen. Aber so verschwenderisch die Natur ist, diesen Ansprüchen kann sie nicht gewachsen sein. Wo heut das fette Grün des Kieholzes dahinkriecht, wo sich die blauen Glocken des Enzians öffnen, wo das zarte Rot des Habmichliebs leuchtet, wären längst trostlos kahle Stellen, wenn es nicht Einsichtige gegeben hätte, die den Menschen gehindert haben, zum Mörder seiner eigenen Freude zu werden.

Es ist eigenartig, daß die ersten uns bekannten Besucher des Gebirges immer ihrer Befürchtung Ausdruck gaben, daß der Fremdenstrom die Gebirgsbevölkerung verderben könnte. An die Wunden, die der Natur durch die wandernden Menschen geschlagen werden konnten, hat man zuletzt gedacht. Aber man hat an sie gedacht, und den Pionieren des Naturschutzes ist es zu danken, daß auch bei dem Wanderstrom heutigen Ausmaßes der Natur ihr Recht und unsere Freude an ihren Schönheiten unseren Nachfahren ungeschmälert erhalten bleibt.

Einer dieser Naturschutzpioniere feierte in diesen Tagen seinen achtzigsten Geburtstag. Es ist Paul Kruber in Hirschberg.

Der Name Kruber hat in allen dem Natur- und Heimatschutz nahestehenden Kreisen einen guten Klang. Aber auch wer ihn nicht kennt, ist seinem Träger bestimmt schon auf einer Riesengebirgs-wanderung begegnet, denn es hat in den letzten fünf Jahrzehnten seines Lebens nur wenig freie Tage gegeben, an denen es ihn nicht in seine Berge zog. Der Achtundsebzigjährige erklimm den Bölsche-grat der Schnee gruben noch wie ein Junger, und nicht einmal ein böser Unfall auf dieser nicht nur beschwerlichen, sondern auch nicht ungefährlichen Wanderung vermochte glücklicherweise die Rüstigkeit und Wanderlust Krubers zu beeinträchtigen.

Am 4. April 1862 in dem bekannten schlesischen Schlachtenort Leuthen geboren, widmete sich Paul Kruber dem Erzieherberuf. Er amtierte nach dem Besuch des Münsterberger Seminars längere Zeit im Kreise Strehlen, und schon hier, in Töppendorf und Ruppertsdorf, beschäftigte er sich viel mit Botanik. Der Kreis Strehlen ist ja botanisch außerordentlich interessant. In den Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte er bereits damals die Ergebnisse seines Forschens. 1893 ging er als Mittelschullehrer nach Greiffenberg im Isergebirge, und wieder zwei Jahre später kam er an Hirschberger Lehranstalten. Zuletzt, bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1924, gehörte er dem Lehrkörper der heutigen Oberschule für Mädchen als Studienrat an.

Daß seine eigentlichen Lehrfächer Deutsch, Französisch und Englisch waren, konnte seine Liebe zu den Naturwissenschaften nicht beeinträchtigen. Unzählige Exkursionen hat er bereits vor und in seiner Hirschberger Zeit unternommen, und die Freude über all das Geschaute und Erforschte leuchtet ihm aus den Augen, wenn er stolz bekennt, daß es wohl kaum eine Straße, kaum einen Fußpfad des Riesens- und Isergebirges und der Vorberge gibt, die er nicht schon gewandert wäre.

Seine Beschäftigung mit den Naturwissenschaften brachte ihn bald mit dem Naturschutz in Berührung. Als der bekannte Naturschutzpionier Conventz seine Stimme zur Erhaltung seltener Pflanzen und Bäume erhob, und die staatliche Stelle für Naturdenkmalspflege in Berlin ihre Tätigkeit aufnahm, gehörte Paul Kruber bald zu seinen Mitarbeitern. Im Herbst 1909 wurde das Landschaftskomitee für Naturdenkmalspflege im Riesens- und Isergebirge ins Leben gerufen. Paul Kruber wurde Ostern 1910 sein Geschäftsführer, und wenn sich auch sein Titel in »Kommissar für Naturdenkmalspflege« oder 1935 in »Landschaftsbeauftragten für Naturschutz« änderte: er diente der Sache des Naturschutzes immer mit der gleichen Begeisterung.

Die Vorbedingung seiner naturschützerischen Erfolge war seine Bedeutung als Botaniker. Sein Name als Botaniker ist weit bekannt. Paul Kruber gehört nicht nur zu den besten Kennern des Gebirges,

er ist bestimmt der beste Kenner seiner Flora. Sein 1913 erschienenes Werk »Exkursionsflora des Riesens- und Isergebirges sowie des niederschlesischen Hügellandes« gehört zu den Standardwerken auf diesem Gebiet und hat heut noch nichts von seiner Bedeutung eingebüßt.

Aber seine Forschertätigkeit erschöpfte sich nicht in den schlesischen Bergen. Fast alle Gaue Deutschlands und weitere Gebiete Mitteleuropas außerhalb der Reichsgrenzen hat er durchwandert und floristisch bearbeitet. Jahrzehntelang hat er seine Ferien in den Alpen zugebracht und dabei neue Erkenntnisse für seine Arbeit in der Heimat gewonnen. Noch heut steht er mit vielen namhaften Botanikern des ganzen Reiches und in Ungarn, Italien und Spanien in Verbindung, wie er in früheren Jahren regsten Gedankenaustausch mit Fiek und Bölsche pflegte.

Sein Herbarium, in dem er während der wandermüßigen Zeit des Winters die Ergebnisse des Sommers auswertet, enthält sechstaufendfünfhundert Arten und Formen. Wie beachtlich diese Ziffer ist, kann man erkennen, wenn man weiß, daß das Riesengebirge nur 1500 Arten aufweist, während für ganz Deutschland 4000 Arten bekannt sind. Nur etwa 500 Arten fehlen noch zum vollständigen Bild der mitteleuropäischen Flora. So dürfte sein Herbar das größte in schlesischem Privatbesitz sein.

Dabei ist Kruber nicht etwa einseitig Botaniker. Mit großer Liebe widmete er sich ebenso der Geologie und der Ornithologie. Eine sehr schöne Arbeit grade auf dem letztgenannten Gebiet »Der Hirschberger Cavalierberg und seine Vogelwelt« hat durch spätere Auswertung in Tageszeitungen vielen Volksgenossen Freude und Anregung gegeben, und Kruber selbst erinnert sich immer gern an den Handwerkermeister, der diese Arbeit jedes Frühjahr neu studierte, weil ihm so die sommerlichen Spaziergänge in Hirschbergs schönster Grünanlage noch einmal so viel Freude machten.

Kruber hat bei aller persönlichen Bescheidenheit und Zurückhaltung an seinen Forschungen und Erkenntnissen immer weite Kreise teilnehmen lassen. In zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträgen hat er von seinem reichen Schatz mitgeteilt. Als sehr befruchtend erwies sich auch seine Gründung des »Vereins für Naturkunde« in Hirschberg, dessen Vorsitz er seit Anbeginn im Jahre 1907 geführt. Vor allem aber hat er sich mit eiserner Energie dafür eingesetzt, daß der heimatischen Natur der Schutz zuteil wurde, der notwendig war, ihre Eigenheit und Schönheit zu erhalten.

Seine Arbeit auf dem Gebiet des Naturschutzes muß für das Riesens- und Isergebirge als bahnbrechend bezeichnet werden. Was bisher trotz der vielfachen Widerstände für diese Gegend erreicht wurde, ist Paul Krubers Werk.

Sein Verdienst ist es in erster Linie, wenn heute das gesamte Gebirge Pflanzenschutzgebiet und einzelne Teile, wie die beiden Teiche, die drei Schnee gruben, der Melzergund und der Park von Malwaldau Naturschutzgebiete sind. Ebenso ist er der Haupturheber der verschiedenen in den Kreisen Hirschberg, Landeshut und Löwenberg ergangenen Naturschutzverordnungen. Das sind seine großen Erfolge. Unvergessen sollen ihm aber auch seine unzähligen Bemühungen um jedes einzelne Naturdenkmal sein. Wie oft hat er durch kluges Verhandeln einen als Naturdenkmal wertvollen Baum vor der Äxt gerettet, wie oft einen Eigentümer die durch die Belange des Naturschutzes notwendige Verfügungsbeschränkung klargemacht. Wenn wir uns im Gebirge über eine hohe Zahl wertvoller Naturdenkmäler freuen dürfen, so gebührt das Verdienst in den meisten Fällen Paul Kruber.

Als in der Bergwacht eine wertvolle Helferin des Naturschutzes entstand, gehörte er natürlich sofort zu ihren eifrigsten Mitarbeitern.

So kann der nun Achtzigjährige auf eine stolze Lebensarbeit im Dienste der Heimat zurückblicken, und diese Heimat wünscht ihm jetzt, wo er seine Aufgabe nach zweieunddreißig Jahren Arbeit am Naturschutz in jüngere Hände legen will, noch einen recht langen, freudvollen Lebensabend. Sie weiß, daß in dem schmucken Haus am Samuel-Opitz-Berg in Hirschberg, zu dessen Fenstern von allen Seiten die betreuten Berge hineinschauen, ihr unermüdlicher Hüter wohnt.

Die Freude der Wanderer aller künftigen Zelten aber ist Paul Krubers ewiger Lohn.
Herbert Vogt.

Wo klare Quellen rinnen

VON MARIA SCHWEIGHOFFER



Kein Mensch kann es eiliger haben als die kristallinen Rinnfale der Berge im Lenz. Sie rennen über die Wiesen, als sei der Berggeist leibhaftig hinter ihnen her, hüpfen, haßt du nicht gesehen, durch die kleinen viereckigen Löcher in die Häufel des Wiesenbauern hinein und rennen auf der Talseite davon, ohne sich noch einmal umzusehn. Sie rennen in solch blinder Haß, daß sie ganz vergessen, was doch das Gescheiteste wäre, ihren Lauf gradlinig durch die offenen Holzzinnen zu nehmen, die ihnen der Bauer über die Wiesen gelegt hat. So prallen sie an der einen Kante auf, werden zurückgeworfen, pendeln zur anderen Kante hinüber, werden wieder zurückgeworfen und so fort. Das gibt nun aber nicht nur ein Zickzackband, das zu Tal liefe. Behüte! Ein wahres Kreuzfeuer solch taumelnder Kristallbänder rennt gegeneinander an, überschneidet sich und will sich gegenseitig den Lauf vertreten. Ich muß immer lachen, wenn ich dies kindische Gepurzele sehe, und rufe den Quellen wohlgemeint zu: »Eile mit Weile!« Aber niemand hört darauf.

Warum es die Quellwässer nur so eilig haben? Ist es nicht wunderbar schön hier auf der Höhe, wo eine reinere Sonne glüht und die Gräser duften, daß man die Nase gar nicht wieder aus den Halmen ziehen möchte? Auch an Kurzweil fehlt es wahrhaftig nicht. Bin ich doch selber aus der großen Stadt heraufgekommen, um mich auf den Wiesen zu aalen, mich von den Winden streicheln zu lassen und nach-

zusehn, ob wohl die Alpenanemone schon ihre Teufelsblätter angefaßt hat, ob der Germer seine krausen Blätter in die Höhe streckt und die Lichtnelken so viel Knospen angefaßt haben, daß die Hänge roten Teppichen gleichen, brennt ihnen erst die Junifonne auf den Leib. Eben ist mir ein Marienkäfer auf die Hand geflogen, ein gefallfüchtiges Tagpfauenauge hat sein neues Kleid vor mir ausgebreitet, und ich habe zugesehn, wie die Bachstelze mit dem Wipffert aus der Rinne getrunken hat. Ich trinke auch aus der Rinne, aber weiter unten, wo der Strahl aus einem Lauf in den nächst tieferen zischt. Da kriegt man das meiste in die durstige Kehle - o, so viel, daß mein sonnenverbranntes Gesicht und das neue geblühte Kleid mittrinken können. Warum aber sollte ich dem Gesicht und dem Kleid nicht auch etwas gönnen? Meiner durstigen Kehle jedenfalls könnte der beste Wein gestohlen werden, genieße ich dies köstliche Naß. Es birgt die Kraft der Berge in sich und macht mich eins mit Wiese und Berg und Wald. - Ob denn die Rinnfale droben so sauber seien, fragen die Dummen unten im Tal. Als wüßten sie nicht, daß ihr Quellen das Klarste seid, das man auf der Welt finden kann. Gibt es hier oben doch keine Schlechtigkeit, und selbst der Granit gibt keine Trübe ab. Nur tiefer, wo der Bach in die Becken schäumt, schenkt der Feldspat, der unter Luft und Sonne zerfällt, den Wassern das smaragdene Grün, als wolle er Mofelwein draus machen.



SOMMERMELODIE

O, Sommermelodie aus Sonnenlicht und Himmelsblau!
Die Erde atmet sie wie Blumenduft und Morgentau.

Kein Feld verschließt sich taub, wenn sie verschwenderisch ihm naht.
Sie ist der Blütenstaub und treibt zur Frucht die junge Saat.

Wer sich an sie verlor, dem werden Herz und Sinne hell;
der rauscht der Welt ins Ohr wie ein erwachter starker Quell.

Uralter Brunnen springt und übersprüht der Erde Ball,
und alles Leben blinkt und spiegelt sich im Tropfenfall.

Die Nacht lauscht mondverschönt und neigt sich tief und hört erglüht,
wie jeder Tropfen tönt und sich verwandelt in ein Lied.

HANS NIEKRAWIETZ

AUS DEM RIESENGEBIRGE
3 AUFN.: M. SCHWEIGHOFFER

Wißt ihr eigentlich, ihr ahnungslosen Kinder der Berge, daß ihr dem Wiesenbauer geradeswegs in die Falle rennt? Der eine sperrt euch in seine Milchammer, der andere in den Schupfen, der dritte ins Waschhaus, daß ihr ihm Arbeit leistet. Die Wäsche sollt ihr ihm säubern, die Milchkanen und wer weiß, was sonst noch alles. Ja, ja, der Wiesenbauer kann lachen, daß der Berggeist ihm die Gluckerwasser über die Diele schickt. Er braucht sie nur ein wenig zu locken mit feinen Rinnen. Woher er die Rinnen nimmt? Ich habe es gestern gesehen. Wo der Berg zum Grund hinuntersteilt und der Wald im blauen Dunste liegt, wo Knieholz und isländische Flechte dicht unterm Schindeldach stehen, haben sie geschafft, Vater und Sohn. Die Koppe hat ebenso neugierig dreingeschaut wie ich. Sie haben den Fichtenstamm mit eisernen Haken am Querholz festgemacht und mit ihren schmalen, gebogenen Rinnenhacken dreingehauen, bis der Stamm einen hohlen Bauch bekommen hat. Ja, fast hätte ich's vergessen: anfangs haben sie mit gemeinsamen Kräften die Teilläge geführt, bis der Stamm der Länge nach das obere Drittel verloren hat. Schinderei - sage ich euch. Die Fichte hat gestöhnt und wollte immer aus den eisernen Klammern springen. Der Alte mit der Pfeife aber hat gelacht: »Die Läufe halten nun wieder ein Menschenalter aus. Wo's Woassa drüberfließt, kann nichts bersten. Selbst im Winter schaffen sie den Quell ins Haus - und wenn der Schnee drei Meter und höher liegt!«

Eins kann ich euch verraten, Quellen, ihr müßt noch in zwei Häufeln arbeiten, ehe ihr zu Tal kommt, und drunten stürzt ihr kopfüber in den Einbaum hinein. Er ist ein alter Gefelle. Die Jahre haben ihm den Bauch angefressen, daß die Knäste wie dürre Knochen herausstehn. Aber er tut noch immer seinen Dienst, und ich möchte die Hand abschlagen, die sich an ihm vergreifen wollt' und neumodischen Kram an seine Stelle setzte. Ihr rinnt dann in den Bach hinein, Quellen, der mutwillig zwischen den Granitmauern daherfäuscht, und kommt an die Fabrik, wo Menschen und Maschinen Fäden zu Leinwand weben. Dann - doch ich kann's euch nicht verraten; es ist gar zu grauslich. Weit werdet ihr reifen, durch Länder zum Meer, und eins kann ich euch zum Troste sagen: wenn ihr euch sterbenselend fühlt, beginnt eure Himmelfahrt. Zu Wolken verklärt, werdet ihr über die Lande schweben. Ein milder Westwind wird euch die Richtung weisen, und ihr werdet wiederkommen in eure Heimat. Die Tannen werden euch wieder duften, die Blumen euch liebkosen, und ihr werdet eurem Schöpfer danken, daß er euch atmen und daherpringen läßt. Auf Wiederkehr denn, ihr Quellen, im nächsten Jahr!

BILD RECHTS: FRÜHLING IM LANGEN GRUND (RIESENGEBIRGE)





W 13063

Jede Frau aber ganz besonders die berufs- und werktätige, braucht eine rationelle und sinngemäße Hautpflege, damit sie sich auch äußerlich frisch, spannkünftig und reizvoll erhält. Unsere Kaloderma-Kosmetik-Präparate werden denn auch nach wie vor hergestellt und geliefert - wenn auch in zeitgemäß beschränktem Umfange. Sie sind aber von so konzentrierter Wirksamkeit, daß auch geringste Mengen volle Wirkung erzielen. Verwenden Sie sie daher sparsam. Sie werden dann auch mit kleinen Mengen erstaunlich lange auskommen, ohne daß Ihre Hautpflege dabei zu kurz kommt.

KALODERMA
 EIN NEUER WEG ZU
 NEUER SCHÖNHHEIT *Kosmetik*



WOLSKUNST Abteilung

HOLZSCHNITZEREIEN · KERAMIK
 WEBEREIEN · GLAS · SCHMUCK
 HANDGEHÄKELTE DECKEN USW.

AWAG
 Breslau, am Taubentzenplatz

Heinrich Hauswalt

Ausstellungsräume: Breslau, Salzstraße 35

Seit 1866

Innenausbau
 MÖBEL
 STOFFE
 Dekorationen



*Stets
 modisch
 Stets
 apart*



Halka *Fliese*
 Inh.: H. & R. Komraus

Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15
 Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte

HOTEL
*Vier
 Jahreszeiten*

BRESLAU
 GARTENSTRASSE 66-70

100
 JAHRE

Julius Hofert & Co.

Geschäftsbüchereifabrik / Buchdruckerei
 Bürobedarf
 Feine Papier- und Schreibwaren

1842  1942

Seit Generationen ein Begriff

Breslau / Schweidnitzer Straße 9
 Ruf 534 57

F 4005

**Korken drauf und
 Schluß für heute!**

Ganz recht, gnädige Frau!
 Denn Cinzano ist durch die
 enorm gestiegene Nachfrage
 knapp geworden. Selbst eine
 größere Einfuhr kommt da
 nicht mehr mit. Und wenn man dann von Zeit zu Zeit
 eine Flasche erwischt, ist das noch gar kein Grund, sie
 auf einen Ruck auszutrinken. Cinzano ist
 auch in geöffneter Flasche unbegrenzt halt-
 bar. Also, immer langsam und bedächtig,
 wie es sich für einen edlen Wein gehört.
 Dann reicht die Flasche auch eine
 ganze Weile. Und bitte kühl ser-
 vieren - so schmeckt Cinzano am besten.



CINZANO
 IN UNVERÄNDERTER GÜTE

↔ BERLIN NW7 ↔

**Hotel
 Coburger Hof**

*Das gute Hotel
 am Bahnhof Friedrichstraße*

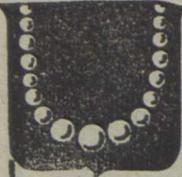
*

Eigentümer: Ewald Kretschmar

Telegramme: Coburgerhof Berlin

Fernsprecher: Sammelnr. 12 00 18

*



Brillant-Schmuck
 Perlen - Goldschmuck
 Echtes Silber - Goldene Uhren
 empfiehlt in großer Auswahl

Juwelier Hillmann
 Breslau
 Ohlauer Straße 1



Juwelier Hillmann
 Breslau
 Ohlauer Straße 1



kauft ständig
 hochwertige Schmuckstücke
 mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen
 Silbergegenstände - Gold
 Altes Silbergeld

C 42 / 50 124

**Licht
 Kraft
 Wärme**



Stadtwerke Breslau
 ELEKTRIZITÄTSWERKE / GASWERKE

Zeichnungen-Reluschen
Klischees **Ankarstrand**
 Breslau 13-Brandenburgerstr. 19
 TEL. 35000

Wenn in Breslau

Dann besuchen Sie die „Drei von Frank“

1. Die große Schöne, Ring 19
2. Die kleine feine, Ring 46
3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12
 im Riembergshof

Konditorei Frank

Bank der Deutschen Arbeit AG.



Niederlassung Breslau, Tauentzienstraße 16
 Fernsprecher 213 86 und 567 92, Reichsbank-Girokonto, Postscheckkonto Breslau 414



Ausführung aller Bank- und Börsengeschäfte
 Annahme von Spargeldern

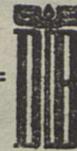
MARKE  ELEFANT

Liköre
CARL MAMPE

Akt.Ges.
BERLIN:

*Ein
historischer
Marken-
begriff*

In den Riesengebirgsbauden manchmal noch zu haben,
nach Kriegsschluß wieder überall



DRESDNER BANK

HAUPTSITZ BERLIN 475 GESCHÄFTSSTELLEN

Niederlassungen im Ausland:

TÜRKEI: ISTANBUL, IZMIR · ÄGYPTEN: *) ALEXANDRIEN, KAIRO

Böhmische Escompte-Bank, Prag
11 Niederlassungen in Böhmen
und Mähren

Continentale Bank SA./N.V., Brüssel
Niederlassung in Antwerpen

Deutsche Handels- und Kredit-
bank A.G., Preßburg (Slowakei)
10 Niederlassungen in der
Slowakei

Handels- und Kreditbank A.G., Riga
Niederlassungen in Reval,
Kauen, Minsk, Narwa, Libau,
Schaulen, Wilna

Handelsruist West N.V., Amsterdam

Internationale Bank in Luxem-
burg A.G., Luxemburg
Niederlassungen in Esch und
Ettelbrück

Kommerzialbank A.G., Krakau
Niederlassung in Tarnow

Kroatische Landesbank A.G.
Agram
7 Niederlassungen

Länderbank Wien
Aktiengesellschaft, Wien
50 Niederlassungen und
Zweigstellen

Ostbank A.G., Posen
Niederlassungen in Bromberg,
Hohensalza, Kalisch, Kutno,
Leslau, Rawitsch

Rumänische Bankanstalt
(Societatea Bancara Romana)
Bukarest
5 Niederlassungen i. Rumänien

Wechselstuben-Aktiengesellschaft
„Mercur“, Budapest

Deutsch-Südamerikanische Bank A.G.

Banco Germánico de la América del Sud) Berlin—Hamburg
mit Niederlassungen in Spanien, Mittel- und Südamerika

Auskunft und Beratung in allen Außenhandelsfragen
und sonstigen Bankangelegenheiten

*) Für die ägyptischen Filialen gelten die Bestimmungen über den Verkehr
mit dem feindlichen Ausland

ZUVERLÄSSIGE HELFER DER MENSCHHEIT

sind pharmazeutische Präparate, die
schon seit Jahrzehnten zur Erhaltung
der Gesundheit unschätzbare Dienste
leisten.

Sie erleichtern das Leben und schützen
vor manchem Ungemach.

Unsere Präparate haben in allen Teilen
der Welt zahllosen Menschen geholfen.

SANATOGEN
FORMAMINT
KALZAN

Bauer & Cie · Johann A. Wülfing
Berlin SW 68

VEDÄG

Vereinigte Dachpappen-fabriken

Aktiengesellschaft

Breslau 1, Elferplatz 1a

liefert:

Bitumen-Emulsion »Webas«

Jfolieranstriche Emaillit

Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen

Jfolierungen gegen Feuchtigkeit

hartgußasphalt



Freude und Erholung im Breslauer **ZOO**

Jeden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!

1902



1942

Hersteller von:
Pflanzenschutzmitteln

M. Sarisch & Co

Breslau - Sissa

Die gute Berufsvorbildung

in der

Privatschule
für Kurzschrift und
Maschinenschreiben

Ella Hildebrandt

Breslau 1

Alte Taschenstraße 10/11

Fernruf 21305



Bürobedarf jeglicher Art
Wilpert & Mohaupt

Inhaber: Werner Hartmann
Bahnhofstraße 2, I. / Ruf 50783

Rich. Kiefer & Co.

Reuschestr. 2, Laden und 1. Stock / Ruf 535 51

Bürobedarf / Papier- und Schreibwarenhandlung
Büromöbel aus Stahl und Holz, Schreibmaschinen



Einmachen
kinderleicht
mit

Friko

rohe oder gekochte
Früchte mit oder
ohne Zucker
in Zubindegläsern
und -gefäßen

Beutel 20 Pfennige



Hersteller: Friko-Dortmund, Postfach 223 Ruf: 34732